Treuherz.

Von

Gustav Aimard.

Aus dem Französischen übertragen.

Erster Band.

Leipzig.
Verlag von Christian Ernst Kollmann.
1861.

Erstes Kapitel.

Eine Wiedererkennung.

Sobald sich der Oberst Melendez von Jaguar getrennt hatte, eilte er athemlos und mit fieberhafter Hast auf der Straße von Galveston dahin, indem er sein Pferd zu immer größerer Eile anspornte, obwohl es bereits mehr flog als lief.

Vom Salto del Frayle bis nach Galveston ist aber der Weg weit. Der Oberst überließ sich, während des Reitens seinen Gedanken, und je mehr er über das Erlebte nachdachte, um so unwahrscheinlicher kamen ihm die Mittheilungen des Jaguar vor. Es war allerdings fast undenkbar, daß jener kecke, verwegene Parteijünger, trotz seiner Unerschrockenheit gewagt haben sollte an der Spitze einer Hand voll Leute eine vollständig ausgerüstete und stark bemannte Corvette, die unter dem Befehle eines der besten mexikanischen Seeoffiziere stand, anzugreifen! Die Einnahme

der Festung erschien dem Obersten noch unglaublicher.

Unter solchen Betrachtungen mäßigte der junge Offizier den Schritt seines Pferdes allmählich und ohne es zu bemerken. Sobald sich das Thier selbst überlassen war, ging es unmerklich vom gestreckten zum kurzen Galopp über, dann zum Trabe, bis es endlich im Schritt weiterging, und mit gesenktem Kopfe nach allen Grashalmen schnappte, die es erreichen konnte. Die Nacht war längst angebrochen. Eine tiefe Stille herrschte rings umher, und nur das Rauschen der Meereswellen über die Kiesel des Strandes unterbrach das allgemeine Schweigen.

Der Oberst verfolgte einen schmalen Pfad, der längs der Küste hinlief, und der den Weg nach Galveston bedeutend abkürzte. Derselbe war am Tage ziemlich stark besucht, zu der gegenwärtigen, obwohl nicht sehr späten Nachtstunde aber, vollkommen einsam. Die Ranchos, welche sich hie und da erhoben, waren verschlossen, kein Licht ließ sich an den engen Fenstern derselben blicken, denn die vom ermüdenden Tagewerke erschöpften Fischer begaben sich zeitig zur Ruhe.

Das Pferd des jungen Offizieres verfiel, weil es ungestraft geschehen konnte, in einen immer langsameren Schritt, und blieb schließlich vor einem dürftigen Busche stehen, dessen Laub es emsig abzuweiden begann.

Der Oberst wurde durch den gänzlichen Stillstand

aus seiner Träumerei gerissen, und erwachte so zu sagen mit einem Schreck.

Er blickte sich um, in der Hoffnung sich orientiren zu können.

Trotz der ziemlich dichten Finsterniß, gelang es ihm sich zu überzeugen, daß er von seinem Ziele noch ziemlich weit entfernt war.

In der Entfernung eines Flintenschusses erhob sich ein Rancho vor ihm, dessen hermetisch verschlossene Fenster doch zwischen den Spalten der Läden ein mattes Licht hindurch schimmern ließen.

Der Oberst ließ seine Uhr repetiren.

Es war Mitternacht.

Zu einer so vorgerückten Stunde weiter reiten zu wollen, wäre Thorheit gewesen, und zwar um so mehr, als er auf keinen Fall ein Boot gefunden hätte, um nach der Insel überzusetzen. Obwohl dieser Umstand dem jungen Offiziere, besonders wenn sich die Mittheilungen des Jaguar bestätigen sollten, wegen der sehr ernsten Uebelstände, die daraus erwachsen konnten, sehr unwillkommen war, beschloß er, unter Verwünschungen über den unfreiwilligen Aufenthalt, bis zu dem Rancho hin zu reiten, den er vor sich erblickte, und von dort aus auf ein Mittel zu sinnen über die Bucht zu setzen.

Nachdem er seinen Mantel fester um sich gezogen, um sich nach Kräften vor der feuchten Seeluft zu schützen, griff der Oberst nach den Zügeln, spornte

sein Pferd an, und ritt im raschen Trabe auf den Rancho zu.

Die Strecke war kurz, und der Reisende stand bald am Ziele. Als er aber nur noch wenige Schritte vom Hause entfernt war, stieg er, statt weiter zu reiten ab, band sein Pferd an einen Mezkite, steckte seine Pistolen in den Gürtel, machte einen großen Bogen und schlich sich mit verstohlenen Schritten an ein Fenster des Rancho.

Der Zustand der Gährung, welcher damals in Texas herrschte, hatte das frühere Vertrauen verscheucht und das größte Mißtrauen herrschte allgemein. Die Zeit wo Tag und Nacht die Thüren offen standen war vorüber, und der Fremde war vom häuslichen Heerde ausgeschlossen, der ihm sonst gastlich winkte. Die sprüchwörtliche Gastfreiheit, welche früher im Lande herrschte, hatte wenigstens vorläufig dem gehässigsten Mißtrauen weichen müssen, und es würde eine unverzeihliche Unbesonnenheit gewesen sein, wenn man hätte ein fremdes Haus betreten wollen, ohne sich vorher zu überzeugen, ob die Einwohner freundlich gesinnt seien.

Der Oberst mußte, wegen der mexikanischen Uniform, welche er trug, besonders behutsam sein.

Der Rancho war ziemlich geräumig und zeigte nicht das elende, vernachlässigte Aussehen, welches nur zu häufig die Wohnungen der spanisch-amerikanischen Campesinos kennzeichnet.

Es war ein viereckiges Gebäude mit einem italienischen Dache, das mit einem Portillo versehen war, über welchen sich eine Azotea erhob. Die weiß getünchten Wände stachen angenehm gegen die Ranken des wilden Weines und der übrigen Gewächse ab, welche dieselben bedeckten.

Der Rancho war nicht mit Mauern eingeschlossen; nur eine dichte stellenweise arg verwüstete Hecke bildete die einzige Schutzwehr.

Die Nebengebäude des Hauses waren geräumig, und gut gehalten. Aus Allem schien hervorzugehen, daß der Besitzer des Landsitzes, den Feldbau im Großen und für seine eigne Rechnung treibe.

Der Oberst war, wie gesagt an eines der Fenster getreten. Die Läden desselben waren sorgfältig verschlossen; dennoch verrieth der matte Lichtstrahl, der durch den Spalt schimmerte, daß im Innern Jemand wach sei.

Der Oberst drückte vergebens das Auge an den Spalt, er konnte nichts erkennen. Was er aber nicht sah, hörte er, und die ersten Worte, welche an sein Ohr trafen, schienen ihm sehr bedeutsam vorzukommen, denn er lauschte mit verdoppelter Aufmerksamkeit um nichts zu überhören.

Wir bedienen uns abermals unseres Vorrechtes als Romanschreiber, um in den Rancho zu treten, und dem Leser den seltsamen Auftritt beiwohnen zu lassen,

der dort statt fand, und von welchem dem Obersten zu seinem Aerger, der interessanteste Theil entging.

In einem mäßig großen, von einem qualmenden Candil spärlich erleuchteten Zimmer saßen vier finster blickende Männer beisammen, welche die Kleidung der Campesinos trugen.

Drei von ihnen saßen auf Butakkas und Equipals und gaben, die Flinte zwischen den Knien haltend, nur stumme Zuhörer ab, indessen der Vierte, mit den Händen auf dem Rücken umherging und das Zimmer, während er sprach, mit hastigen Schritten durchmaß.

Die breitkrempigen Vigogne=Hüte, welche die drei Erstgenannten trugen, sowohl als die mangelhafte Beleuchtung des Zimmers ließen ihre Züge nur undeutlich erkennen und gestattete noch weniger ihre Miene zu beobachten. Der Vierte hingegen trug den Kopf unbedeckt. Sein Wuchs war hoch und ebenmäßig; seine nervigen Glieder verriethen ungewöhnliche Kraft, und sein schwarzes Haar wallte in dichten Locken auf seine breiten Schultern hinab. Seine Stirne war hoch, die Nase gerade, die Augen schwarz und stechend; der untere Theil seines Gesichtes war von einem dichten, langen Barte bedeckt. Im Ausdrucke jenes Mannes lag etwas Keckes und Stolzes, was Achtung und Furcht einflößte. Er schien ungefähr vierzig Jahre alt zu sein.

Im gegenwärtigen Augenblicke schien er von einem heftigen Zorn erfaßt zu sein; seine finster gerollten

Brauen trafen zusammen, seine Wangen waren von einer tödtlichen Bläffe bedeckt, und sein Blick schleuderte zuweilen, wenn er sich von der Leidenschaft fortreißen ließ, so helle Blitze, daß die drei Zuhörer plötzlich demüthig den Kopf senkten, denn sie schienen auf irgend eine Weise seine Untergebenen zu sein.

In dem Augenblicke, wo wir in das Zimmer traten, schien der Unbekannte einen schon längst begonnenen Streit zu beschließen.

„Nein,“ sagte er mit kräftiger Betonung, „es kann nicht länger so fortgehen. Ihr entwürdigt die heilige Sache, welche wir verfechten, durch empörende Grausamkeiten, die uns in der guten Meinung der Bevölkerung schaden, und die Verleumdungen rechtfertigen, welche unsere Gegner über uns verbreiten. Nicht durch die Nachahmung des Benehmens unserer Bedrücker können wir der großen Menge zeigen, daß wir ihr Gedeihen fördern wollen. Wie süß es auch sein mag, eine erlittene Kränkung zu vergelten, muß doch Jeder, der so erhabene Grundsätze vertreten will, wie diejenigen, um deren Willen wir unser Blut seit zehn Jahren vergießen, von seinen persönlichen Interessen absehen, und seinen Privathaß vergessen, um sich der großen Volksrache zu weihen. Ich sage es Euch unumwunden, schonungslos und offen. Ich, der ich zuerst gewagt das Zeichen zum Aufruhr zu geben, und den Kampf begonnen habe; ich, der ich, seitdem ich zum Manne herangereift, mein Vermögen, meine Freunde

und Verwandte, kurz Alles geopfert habe, in der Hoffnung mein Land einst frei zu sehen, werde mich von einer entwürdigten Sache zurückziehen, die durch Excesse geschändet wird, deren sich sogar die Rothhäute schämen würden."

Die drei Männer, welche sich bisher ziemlich ruhig verhalten hatten, standen jetzt Alle auf und versicherten, daß sie die Verbrechen, welche man ihnen zur Last lege, nicht begangen hätten.

„Ich glaube Euch nicht," antwortete er zornig, „ich glaube Euch nicht, weil ich die Anklage, welche ich erhebe, in allen Punkten beweisen kann! Ich war darauf gefaßt, daß Ihr leugnen würdet; Euer Benehmen stand im Voraus fest und Ihr mußtet so handeln, weil Euch jeder andere Ausweg versperrt war. Nur Einen unter Euch, der jüngste und der vielleicht am ersten berechtigt war, Wiedervergeltung zu üben, hat seinen Ruf makellos zu erhalten gewußt; und trotzdem unsre Feinde zu wiederholten Malen versucht haben ihn zu verläumden, ist er stets rein geblieben, wie die Mexikaner selbst gestehen. Ihr kennt jenen Mann so gut wie ich; es ist der Jaguar. Noch gestern hat er an der Spitze einiger der Unsrigen eine der schönsten und glänzendsten Thaten vollbracht."

Alle drängten sich um den Fremden und bestürmten ihn mit neugierigen Fragen.

„Warum soll ich Euch erzählen, was geschehen ist? In wenigen Stunden werdet Ihr es ohnedem erfah-

ren. Laßt Euch vorläufig damit genügen, daß ich Euch versichre die nächste Folge des kecken Handstreiches, den der Jaguar vollbracht, werde die Uebergabe von Galveston sein, welche Stadt sich jetzt unmöglich lange gegen uns wehren kann."

„Wir haben gesiegt!" rief einer der Campesinos aus.

„Ja, aber noch ist nicht Alles beendet. Ist es uns auch gelungen, den Mexikanern die Stadt Galveston zu entreißen, so bleiben denselben doch noch fünfzig andre Städte, in welchen sie sich verschanzen können. Statt Euch daher einem unmäßigen Jubel und einer trügerischen Sicherheit hin zu geben, müßt Ihr im Gegentheil Eure Anstrengungen und Opfer verdoppeln, um bis zum Ende Sieger zu bleiben."

„Was müssen wir aber thun, um zu dem Resultate zu gelangen, welches wir eben so eifrig wünschen wie Ihr?" fragte der erste Sprecher wieder.

„Den Rath, welchen ich Euch ertheile, unbedingt befolgen und die Befehle, welche ich Euch zukommen lasse, ungesäumt und ohne Widerspruch vollziehen. Versprecht Ihr mir das?"

„Ja!" riefen sie begeistert aus. „Nur Ihr, Don Benito könnt uns sicher leiten und zum Siege führen!"

Es entstand eine Pause.

Derjenige, welchen man Don Benito genannt hatte, ging nach einem, mit einem grünen Vorhange, ver-

schlossenen Winkel des Zimmers, zog den Vorhang, hinter welchem sich eine Alabasterstatue der Jungfrau de la Soledad befand, vor welcher eine Lampe brannte, zur Seite, wandte sich zu den Anwesenden und sagte:

„Niedergekniet und den Hut ab!"

Sie gehorchten.

„Schwört jetzt," fuhr er fort, „das Versprechen welches Ihr mir eben freiwillig gegeben, getreulich halten zu wollen! Schwört, daß Ihr gegen die Besiegten barmherzig und nach gewonnenem Siege gegen die Gefangnen mild sein wollt. Um den Preis verpflichte ich mich, Euch ferner beizustehen; hingegen ziehe ich mich sofort von einer Sache zurück, die, wenn nicht verloren doch mindestens entwürdigt ist, wenn Ihr den Eid nicht leistet."

Nachdem sich die drei Männer fromm bekreuzt, streckten sie den rechten Arm gegen die Statue aus und sagten in festem Tone:

„Wir schwören bei unsrer Hoffnung auf eine einstige Seligkeit!"

„Gut!" sagte Don Benito, indem er den Vorhang zuzog und ihnen winkte, sich zu erheben; „ich weiß, daß Ihr zu ehrenhafte Caballero seid, um einen so feierlichen Eid zu brechen.

Der Oberst stand betroffen über den seltsamen Auftritt, den er sich nicht erklären konnte, und war unschlüssig, was er thun sollte, als er in der Ferne ein dumpfes Geräusch zu vernehmen glaubte. Er

richtete sich sofort auf und verbarg sich hinter der Hecke, denn das Geräusch, welches jetzt immer näher kam flößte ihm große Besorgniß ein.

Bald darauf bemerkte er mehrere Männer, die sich durch das Dunkel behutsam heranschlichen.

Es waren deren vier, welche einen fünften in ihren Armen trugen.

Sie gingen auf die Thüre zu und klopften auf gewisse Weise an.

„Wer da?" fragte eine Stimme von Innen.

Einer der Ankömmlinge antwortete so leise und flüsternd, daß es dem Obersten unmöglich war zu verstehen, was gesprochen worden war.

Die Thüre wurde halb geöffnet und die Fremden traten ein; hierauf wurde sie wieder geschlossen, doch nicht bevor derjenige, welcher geöffnet hatte, einen prüfenden Blick umhergeworfen.

„Was soll das bedeuten?" murmelte der Oberst.

„Es bedeutet," sagte eine barsche Stimme dicht neben ihm," daß Ihr Dinge belauscht, die Euch nicht angehen, Oberst Melendez, was schlimme Folgen für Euch haben könnte."

Der Oberst war nicht nur über die unvermuthete Antwort verwundert, sondern auch darüber, sich erkannt zu sehen. Er griff rasch nach einer Pistole in seinem Gürtel, ~~und sie~~, wandte sich dann zu seinem seltsamen Gefährten und sagte:

„Es kann mir bei Gott nichts Schlimmeres begeg-

nen als ein schneller Tod und ich kann versichern, daß mich ein solcher wenig schreckt."

Der Unbekannte lachte und trat aus dem Gebüsch, in welchem er sich verborgen hielt, heraus.

Es war ein Mann von kräftigem Aussehen, der gleich dem Obersten mit einer Pistole bewaffnet war. „Ihr wißt, daß das Duell in der mexikanischen Armee verboten ist," sagte er; „folgt daher meinem Rathe, Herr, und steckt die Pistole ein, die Euch unangenehme Verlegenheiten bereiten könnte, wenn sie unversehens losginge."

„Legt vor allen Dingen Eure Waffe weg," antwortete der Oberst kaltblütig; „ich werde dann schon sehen, was ich zu thun habe."

„Wie Ihr wollt," entgegnete Jener lächelnd, indem er seine Pistole wieder in den Gürtel steckte.

Der Oberst that ein Gleiches.

„Jetzt," fuhr der Unbekannte fort, „habe ich mit Euch zu sprechen. Ihr werdet aber bereits selbst gemerkt haben, daß der Ort zu einer geheimen Unterredung nicht eben günstig gewählt ist."

„Allerdings!" entgegnete der Oberst, der sich in das Wesen des seltsamen Mannes fügte, mit welchem ihn der Zufall so unerwartet zusammen führte.

„Es freut mich, daß Ihr meiner Ansicht seid. Ich darf Euch daher wohl bitten, Oberst, daß Ihr so freundlich seid, mir nur wenige Schritte zu folgen,

um einen Ort aufzusuchen, den ich kenne und der zu unserem Zwecke ganz geeignet ist."

„Ich stehe zu Diensten, Caballero," antwortete der Oberst mit einer Verbeugung.

„So kommt denn!" sagte der Unbekannte und schritt voran.

Der Oberst folgte ihm.

Die Entfernung war nicht groß, denn der Unbekannte führte ihn an die Stelle, wo er sein Pferd angebunden hatte, neben welchem jetzt ein zweites stand.

Der Unbekannte blieb stehen.

„Wollen wir aufsteigen?" fragte er.

„Warum?" entgegnete der junge Offizier.

„Um fortzureiten, bei Gott! Wollt Ihr nicht nach Galveston zurückkehren?"

„Allerdings. Aber . . ."

„Aber," fiel ihm der Unbekannte in's Wort, „Ihr wäret gern noch ein wenig in der Nähe dieses Rancho umhergeschlichen, nicht wahr?"

„Ja, ich gestehe es."

„Nun, so muß ich meiner Treu' bekennen, daß Ihr Unrecht habt und zwar aus zwei vortrefflichen Gründen. Erstlich werdet Ihr nicht mehr erfahren als Ihr bereits belauscht habt, daß nämlich dieser Rancho das Hauptquartier der Insurgenten ist. Ich bin, wie Ihr seht, ganz offen."

„Das erkenne ich dankbar an. Laßt jetzt Euren zweiten Grund hören."

„Der ist einfach genug; Ihr lauft nämlich jeden Augenblick Gefahr mit einer Kugel begrüßt zu werden und die Texaner sind, wie Ihr wißt, leidliche Schützen."

„Sicherlich! Wißt Ihr aber auch, daß der letzte Grund in meinen Augen wenig Gewicht hat?"

„Bitte um Entschuldigung! Meiner Ansicht nach besteht der Muth nicht darin, sein Leben zwecklos zu opfern, sondern im Gegentheile darin, daß man sich nur gegen einen guten Preis tödten läßt, das heißt um einer Sache willen, die der Mühe werth ist."

„Ich danke für den Verweis, Caballero."

„Reiten wir?"

„Sogleich, wenn Ihr mir sagen wollt, wer Ihr seid und wohin Ihr geht. Ich muß mich bei Gott wundern, daß Ihr mich noch nicht erkannt habt, denn wir verkehren schon lange Zeit, wenn nicht auf vertrautem, doch auf sehr höflichem Fuße, mit einander."

„Das mag sein; der Klang Eurer Stimme ist mir nicht unbekannt, und ich glaube ihn bereits früher gehört zu haben. Trotzdem kann ich mich nicht entsinnen, wo oder bei welcher Gelegenheit es geschehen ist."

„Ich muß Euch bei Gott gestehen, Oberst, daß Ihr ein sehr kurzes Gedächtniß habt! Es hat sich aber seit unsrer letzten Begegnung so Vieles ereignet, daß es nicht so sehr zu verwundern ist, wenn Ihr mich vergessen habt.

„Ich werde Eure Erinnerung durch ein Wort wach rufen; ich bin John Davis, der frühere Sklavenhändler.“

„Ihr!“ rief der Oberst verwundert aus.

„Allerdings.“

„So so!“ erwiderte der Oberst, indem er entschlossen die Arme über der Brust kreuzte und ihn scharf ansah; „in dem Falle haben wir mit einander abzurechnen.“

„Ich glaube nicht, je ein Geschäft mit Euch gemacht zu haben, Oberst.“

„Habt Ihr vergessen, Meister John Davis, auf welche Weise Ihr mein Vertrauen gemißbraucht habt, um mich zu verrathen?“

„Ich? Ihr seid im Irrthum, Oberst. Um so zu handeln, müßte ich ein Mexikaner sein, was, Gott sei Dank, der Fall nicht ist. Ich habe meinem Lande gedient wie Ihr dem Eurigen, weiter nichts; bei einer Revolution denkt, wie Ihr wißt, Jeder an sich.“

„Der Grundsatz mag Euch einleuchten, Meister Davis, das kann ich begreifen; ich kenne aber nur eine Art der Ehrlichkeit, die offen und vor aller Augen handelt.“

„Hm! darüber ließe sich Vieles sagen, doch handelt es sich gegenwärtig nicht darum. Zum Beweise, daß Ihr Euch irrt und nur Unrecht thut, will ich nur anführen, daß ich vor wenigen Augenblicken Euer

Leben in meinen Händen hielt und es Euch doch nicht geraubt habe."

„Daran thatet Ihr Unrecht, denn ich schwöre Euch, daß ich das Eurige augenblicklich vernichten werde, wenn Ihr Euch nicht wehrt!" antwortete der Oberst, indem er seine Pistole lud.

„Ihr redet also im vollen Ernste?"

„Sehr ernstlich, glaubt es mir."

„Ihr seid von Sinnen," sagte John Davis achselzuckend. „Welch' einen verteufelten Einfall habt Ihr da, mich durchaus umbringen zu wollen!"

„Wollt Ihr Euch wehren, ja oder nein?"

„Einen Augenblick. Welch' ein Mensch seid Ihr doch, es läßt sich ja kein Wort mit Euch reden!"

„So redet, doch nicht mehr wie ein Wort."

„Ihr müßt bei Gott doch wissen, daß ich kein Freund von vielen Worten bin."

„Ich höre."

„Warum laßt Ihr denn den Kolben Eurer Pistole nicht ruhen? Die Rache ist nur dann süß, wenn sie vollständig ist. Ein Schuß würde das Zeichen zu Eurem Tode sein, man würde Euch von allen Seiten zugleich angreifen und überfallen, ehe Ihr noch Zeit gefunden hättet in den Bügel zu steigen. Seht Ihr das ein?"

„Zur Sache, Meister Davis, ich bin eilig."

„Ihr erkennt also an," fuhr Jener gleichmüthig

fort, „daß ich nicht nach elenden Ausflüchten suche, um mich einer Begegnung mit Euch zu entziehen?"

„Ich weiß, daß Ihr Muth habt."

„Dank! Ich enthalte mich, den Beweggrund anzufechten, der Euch vermochte mit mir schießen zu wollen: für Männer, wie wir Beide, ist ein Vorwand bald gefunden. Ich gebe Euch hiermit mein Ehrenwort, daß ich mich zu dem Tage und der Stunde, welche Ihr wählt, stellen will, sei es mit oder ohne Zeugen. Seid Ihr das zufrieden?"

„Wär' es nicht besser, auf's Pferd zu steigen, ein Stück in die Ebene, die vor uns liegt, hinaus zu reiten und die Sache auf einmal zu beenden?"

„Das würde mir ganz angenehm sein, leider muß ich mir aber für jetzt dieses Vergnügen versagen. Ich versichre Sie wiederholt, daß wir uns für jetzt nicht schlagen können."

„Aber warum, sagt mir den Grund?" entgegnete der junge Mann ungeduldig.

„Da Ihr den Grund durchaus wissen wollt, so erfahrt, daß ich gegenwärtig wichtige Interessen zu vertreten habe. Ich bin, mit einem Worte, von den Führern der texanischen Armee beauftragt dem General Rubio, Militärgouverneur von Galveston, einen Auftrag von der größten Wichtigkeit auszurichten. Ihr seid ein zu ehrenwerther Caballero, um nicht einzusehen, daß ich über ein Leben, was mir nicht gehört, nicht verfügen kann."

Der Oberst verbeugte sich auf das Verbindlichste, entlud seine Pistole und steckte sie wieder in den Gürtel.

„Ich bedaure das Vorgefallene," sagte er; entschuldigt mich, Sennor, wenn ich mich vom Zorne habe hinreißen lassen; ich erkenne gern an, daß Euer Benehmen bei der Gelegenheit eben so würdevoll als zartfühlend gewesen. Ich darf wohl hoffen, daß Ihr mir verzeiht?"

„Sprechen wir nicht mehr davon, Sennor Oberst. Sobald ich meinen Auftrag vollzogen habe, werde ich mir die Ehre geben, mich zu Eurer Verfügung zu stellen. Wenn Ihr jetzt keinen Grund habt, länger hier zu verweilen, so wollen wir den Weg nach Galveston gemeinschaftlich zurücklegen."

„Ich nehme Euren Vorschlag mit Vergnügen an. Wir haben jetzt Waffenstillstand geschlossen, ich bitte daher, mich bis auf Weiteres wie einen Eurer Freunde zu betrachten und zu behandeln."

„Insofern wären wir also einig; ich dachte doch gleich, daß wir uns verständigen würden. Also geschwind auf's Pferd und fort!"

„Ich bin es zufrieden; mache Euch aber darauf aufmerksam, daß die Nacht erst halb verstrichen ist."

„Was wollt Ihr damit sagen?"

„Daß wir bis zu Sonnen-Aufgang und vielleicht noch später kein Boot finden können, um nach der Insel überzusetzen."

„Seid deshalb unbesorgt, Oberst; ich habe ein Boot, das auf mich wartet und werde mich freuen, wenn Ihr einen Platz in demselben annehmen wollt.“

„Nun, Ihr Herrn Insurgenten habt Euch ja gut vorgesehen und es fehlt Euch an nichts.“

„Der Grund ist sehr einfach. Wollt Ihr ihn wissen?“

„Ich gestehe, daß es mich interessiren würde, ihn zu erfahren.“

„Wir haben uns bis jetzt nur an die Herzen und nicht an die Börsen unserer Bundesgenossen gewendet. Der Haß gegen die mexikanische Herrschaft verwandelt jeden denkenden Mann in einen Anhänger unsrer Sache; die Hoffnung auf Freiheit verschafft uns, was uns fehlt; das ist das ganze Geheimniß. Ihr wißt ja, Oberst, daß der Kampftrieb jedem Menschen angeboren ist; die Revolution oder Opposition, wenn Ihr lieber wollt, ist nichts andres als ein geregelter Widerspruchssinn.“

„Das ist wahr,“ sagte der Oberst lachend.

Die beiden vorläufig versöhnten Feinde schwangen sich auf's Pferd und ritten mit einander fort.

„Ihr habt sehr sonderbare Ideen und Grundsätze,“ fuhr der Oberst, den die Unterhaltung des Amerikaners belustigte, fort.

„Mein Gott, nein!“ antwortete dieser gleichmüthig; „jene Ideen und Grundsätze sind ganz einfach das Ergebniß einer langen Erfahrung. Ich verlange vom

Menschen nicht mehr, als ihm seine Natur zu leisten gestattet und laufe auf diese Weise nicht Gefahr mich zu täuschen. Nehmen wir zum Beispiel an, daß die Mexikaner aus dem Lande vertrieben werden, die Regierung von Texas organisirt und in regelmäßige Thätigkeit tritt. . ."

„Nun," lachte der Oberst, „was würde dann geschehen?"

„Es wird nothwendig folgendes geschehen," antwortete der Amerikaner gleichmüthig: „morgen oder den nächsten Tag tritt ein Schwärmer oder Ehrgeiziger auf und tadelt die Regierung. Alsbald bildet sich eine Partei, die ihm anhängt und sich seiner als einer Fahne bedient, und dieselben Menschen, welche heute mit der größten Uneigennützigkeit bereit sind, ihr Blut für uns zu vergießen, würden dasselbe für ihn thun, nicht etwa weil sie sich über die Regierung zu beklagen haben, welche sie abzusetzen trachten, sondern nur aus jenem angebornen Kampftriebe, von dem ich eben gesprochen habe."

„Das ist wahrhaftig ein wenig stark!" rief der Oberst aus und lachte laut.

„Glaubt Ihr es nicht? Gut, so hört mich an; ich selbst, wie ich hier stehe, habe, gleichviel wo, einen Mann gekannt, der sein Lebtag kein andres Geschäft getrieben hat als Verschwörungen anzuzetteln. Eines Tags war ihm das Glück günstig; der Zufall wollte, daß er, ohne zu wissen wie noch warum, zu der höch-

sten Stelle in der Republik gelangte und so etwas wie Präsident wurde. Wißt Ihr, was er that? sobald er die Gewalt in Händen hatte."

„Canarios! er suchte seine Stelle zu behaupten, das versteht sich von selbst."

„Weit gefehlt! Im Gegentheil er zettelte neue Verschwörungen an und ruhte nicht eher, als bis er sich selbst gestürzt und zu lebenslänglicher Gefangenschaft verurtheilt hatte."

„Weiter?"

„Kurz wenn derjenige, der sein Nachfolger im Amte war, ihn nicht begnadigt hätte, würde er höchst wahrscheinlich im Gefängniß gestorben sein."

Die beiden Männer lachten noch über die letzte Schnurre John Davis, als Letzterer stehen blieb und dem Obersten winkte ein Gleiches zu thun.

Letzterer gehorchte.

„Sind wir da?" fragte er.

„Bald. Seht Ihr das Boot dort, was sich am Fuße jener Klippe hin- und herschaukelt?"

„Gewiß, ich sehe es."

„Wohl, es ist dasselbe was uns nach Galvestone bringen soll."

„Aber unsere Pferde?"

„Seid unbesorgt; der Herr jenes elenden Rancho dort wird sie trefflich pflegen."

John Davis legte eine Pfeife an den Mund

und entlockte ihr zu zwei verschiedenen Malen einen langgezogenen schrillen Ton.

Im nächsten Augenblicke öffnete sich die Thür des Rancho und ein Mann trat heraus. Aber kaum war er aus der Thür getreten, als er auch wieder zurückprallte, wahrscheinlich vor Ueberraschung statt der erwarteten einen Person deren zwei zu sehen.

„Heda! Jaleo," rief ihm John Davis entgegen, „kehrt doch nicht wieder um. Bei Gott!"

„Seid Ihr es denn?" antwortete Jener.

„Ja, wenn nicht etwa der Teufel meine Gestalt angenommen haben sollte."

Der Fischer schüttelte unzufrieden den Kopf.

„Scherzt nicht so gottlos! John Davis," sagte er. „Die Nacht ist schwarz und das Meer stürmisch, folglich ist der Teufel heute Abend unterwegs."

„Vorwärts, alter Narr," entgegnete der Amerikaner, „rüstet Euer Fahrzeug, wir haben keine Zeit zu verlieren. Der Sennor ist einer meiner Freunde. Habt Ihr Alfalfa für unsere Pferde in Eurem Corral?"

„Das wäre schlimm, wenn es daran fehlte, hollah! Pedrillo, kommt her Muchacho! Nehmt die Pferde der Caballeros und führt sie in den Corral."

Bei dieser Aufforderung kam ein langer hagerer Bursche gähnend aus dem Rancho und trat zu den beiden Reisenden. Letztere waren bereits abgestiegen.

Der Péon nahm die Pferde beim Zügel und entfernte sich, ohne ein Wort zu sprechen.

„Gehen wir?" fragte John Davis.

„Sobald Ihr wollt," antwortete der Schiffer verdrießlich.

„Hoffentlich habt Ihr Leute genug?"

„Meine beiden Söhne und ich genügen, wie mir scheint, um über die Bucht zu setzen."

„Das müßt Ihr besser wissen wie ich."

„Warum fragt Ihr denn?" brummte der Schiffer achselzuckend, indem er nach dem Boote ging.

Die beiden Männer folgten ihm, der Schiffer hatte wahr gesprochen, das Meer war in der That stürmisch und bewegt; der alte Seemann mußte seine ganze Geschicklichkeit aufbieten, um glücklich über die Bucht zu kommen. Endlich, nach zweistündiger übermenschlicher Anstrengung, legte das Boot vor dem Hafendamme von Galveston an und setzte die Reisenden wohlbehalten an's Land. Ohne auf ein Wort des Dankes zu warten, lenkte der Schiffer sein Boot um, stieß ab und war bald in der Dunkelheit verschwunden.

„Wir müssen uns hier trennen," sagte John Davis zum Obersten, „denn ein Jeder von uns zieht einen andern Weg. Morgen früh um neun Uhr werde ich die Ehre haben, dem General aufzuwarten. Darf ich hoffen, daß Ihr günstig genug von mir redet, damit ich einen guten Empfang finde?"

„Ich werde thun, was in meinen Kräften steht."

„Dank und gute Nacht!“

„Noch ein Wort, ehe wir uns trennen, ich bitte darum.“

„Sprecht, Oberst.“

„Ich gestehe, daß ich von einer heftigen Neugierde geplagt werde.“

„Inwiefern?“

„Kurz ehe Ihr kamt, habe ich vier Männer, die einen fünften trugen, in den Rancho treten sehen, in dessen Nähe ich zufällig gerathen war.“

„Nun?“

„Wer ist jener Mann?“

„Ich bin darüber wahrhaftig fast eben so unwissend wie Ihr. Alles, was ich sagen kann, ist, daß ihn einige unserer Bundesgenossen, die als Vedetten am Ufer standen, um die Bucht zu überwachen, um elf Uhr Abends halb todt am Gestade gefunden haben. Ich weiß weder, wer er ist, noch woher er kommt. Er war mit Wunden bedeckt und hielt, als man ihn fand, eine Streitaxt krampfhaft in den Händen fest, woraus ich fast schließen möchte, daß er zu den Mannschaften der Corvette Libertad gehört, welche von den unsrigen so glücklich erbeutet worden ist. Das ist die einzige Auskunft, die ich zu geben im Stande bin. Ist das Alles, was Ihr zu wissen wünscht?“

„Noch eins! Wer ist der Mann, welchen ich im Rancho gesehen habe und den die Uebrigen, die bei ihm waren, Don Benito nannten?“

„Was das betrifft, so werdet Ihr ihn bald kennen. Er ist der oberste Leiter der texanischen Revolution. Mehr zu sagen ist mir verboten. Auf Wiedersehen morgen um neun Uhr bei dem General."

„Auf Wiedersehen."

Nachdem sich die beiden Männer höflich gegrüßt, trennten sie sich und betraten die Stadt von verschiedenen Seiten; der Oberst ging in seine Wohnung, während John Davis wahrscheinlich die Gastfreundschaft einer der vielen Anhänger, die er in Galveston hatte, in Anspruch nehmen wollte.

Zweites Kapitel.

Eine Unterhandlung.

Die Schnelligkeit, mit welcher sich schlimme Nachrichten verbreiten, ist ein Räthsel, was bis heute ungelöst geblieben ist. Fast scheint es, als ob ein elektrischer Strom sie auf seine flüchtigen Schwingen nähme und ein boshaftes Vergnügen darin fände, sie überall, wo er vorüberkommt, zu verbreiten. Der Jaguar und El Alferez hatten die größte Vorsicht gebraucht, um ihren doppelten Sinn geheim zu halten, bis sie Zeit gehabt, gewisse nothwendige Maßregeln zu treffen und das Gelingen der beiden verwegenen Handstreiche zu sichern. Die Communicationsmittel waren zu jener Zeit und selbst noch jetzt eben so mangelhaft als selten. Ein einziger Mann, der Oberst Melendez, war so ziemlich von dem Geschehenen unterrichtet und wir haben bereits gesehen, wie es kam, daß er seine Neuigkeiten noch nicht weiter verbreitet hatte. Trotzdem lief, kaum zwei Stunden nach vollbrachter That, das dunkle

Gerücht in der Stadt, daß die Insurgenten gesiegt hätten, ohne daß es nachzuweisen gewesen wäre, wie es entstanden sei.

Das Gerücht stieg wie eine brandende See immer höher und höher und entwickelte sich zu einer riesigen Größe; denn es geschah auch hier, wie es in ähnlichen Fällen zu geschehen pflegt, daß die Wahrheit auf eine solche Weise mit abgeschmackten und unmöglichen Zusätzen ausgeschmückt wurde, bis sie völlig unkenntlich geworden und eine Anzahl unerhörter und widersprechender Nachrichten, von welchen eine immer alberner war als die andere, an ihre Stelle getreten waren. Dieselben waren indessen geeignet, das Volk zu erschrecken und in die größte Angst zu versetzen.

Unter Anderen versicherte man, daß die Insurgenten mit einer gewaltigen Flotte, welche aus fünfundzwanzig Kriegsschiffen, die zehntausend Mann Landtruppen an Bord führten und mit Kanonen und Munition aller Art reichlich versehen waren, gegen die Stadt anrückten.

Man sprach von nichts Geringerem, als daß die Stadt Galveston durch die Insurgenten beschossen werden sollte, welche die Umgegend in starken Truppen durchstreiften, um jede Verbindung zwischen der Stadt und dem Festlande abzuschneiden.

Die Furcht ist unfähig weder zu überlegen noch zu berechnen. Trotz der anerkannten Unmöglichkeit, daß die Insurgenten eine solche Armee und Flotte zusam=

mengebracht haben sollten, zweifelte doch Niemand an der Wahrheit jenes Gerüchtes, und die Einwohner blickten voll ängstlicher Spannung nach dem Meere und wähnten, so oft sich der weiße Flügel einer Möve in der Ferne zeigte, die Vorläufer der texanischen Flotte zu erblicken.

Der General Rubio war selbst sehr besorgt. Wenn er auch den albernen Gerüchten, die im Umlauf waren, nicht unbedingten Glauben schenkte, flüsterte ihm doch eine jener geheimen Ahnungen, welche selten trügen, zu, daß sich ernste Ereignisse vorbereiteten und bald wie ein Gewittersturm über die Stadt hereinbrechen würden.

Die lange Abwesenheit des Obersten, deren Ursache der General nicht kannte, steigerte seine Besorgniß noch mehr. Der Zustand war indessen zu peinlich, als daß der General nicht hätte auf jede Weise trachten sollen, sich demselben zu entreißen oder wenigstens den Sturm zu beschwören, der sich immer drohender zusammenzog.

Unglücklicher Weise ist Galveston wegen seiner Lage und seines Handels eine durchaus amerikanische Stadt und das mexikanische Element ist nur in geringem Maaße vertreten. Der General wußte mit Gewißheit, daß der höhere Handelsstand, weil er von Nordamerika abhing, der Revolution günstig gesinnt war und nur einer passenden Gelegenheit harrte, um die Maske abzuwerfen und sich offen zu erklären.

Selbst die mexikanische Bevölkerung trug kein Verlangen, sich den Gefahren einer Belagerung auszusetzen, sondern zog einen Vergleich, der, statt den Handelsinteressen zu schaden, sie im Gegentheil beschützte, einem Kampfe vor.

Das Kapital hat kein Vaterland, und so galt es auch den Einwohnern von Galveston ziemlich gleich, ob sie Texaner oder Mexikaner seien, vorausgesetzt, daß sie nicht zu Grunde gerichtet wurden, was natürlich ihre Hauptsorge war.

Inmitten jener eigennützigen Berechnungen und Sorgen fühlte sich der General um so bedrängter, als er nur über eine sehr geringe Truppenzahl verfügte, die nicht im Stande war das Volk zur Pflicht zurückzuführen, wenn es sich etwa beikommen ließ, sich aufzulehnen.

Nachdem der General bis um elf Uhr vergebens auf die Rückkehr des Obersten gewartet hatte, der natürlich nicht erschien, beschloß er die einflußreichsten Kaufleute der Stadt zu sich zu berufen, um sich mit ihnen über die geeignetsten Mittel zu berathen, die Interessen eines Jeden zu wahren und die Stadt wo möglich in Vertheidigungszustand zu setzen.

Die Kaufleute folgten der Aufforderung des Generals mit einem Eifer, die jedem, der den amerikanischen Charakter nicht gekannt hätte, eine günstige Vorbedeutung geschienen hätte, auf den General aber den entgegengesetzten Eindruck machte.

Gegen halb ein Uhr war das Zimmer des Generals gedrängt voll; ohngefähr dreißig Kaufleute, die Elite der Gesellschaft von Galveston, hatten sich dort versammelt.

Seine Excellenz Don Josi Maria Rubio war ein Mann der That, voll Geradheit und Offenheit, der es stets für das Beste hielt, entschlossen aufzutreten und gerade auf das Ziel loszugehen. Nach den ersten Begrüßungen ergriff er das Wort und setzte die Lage der Dinge unumwunden, ohne Furcht und ohne Umschweife, auseinander und forderte den Beistand der angesehenen Einwohner der Stadt um die Gefahr, welche derselben drohte, abzuwenden, indem er sich für den Fall, daß ihm jener Beistand zugesichert werde, anheischig machte, den vereinten Kräften der Insurgenten die Spitze zu bieten und sie zum Rückzuge zu zwingen.

Die Kaufleute waren weit entfernt, eine solche Aufforderung zu erwarten und waren darüber buchstäblich verblüfft. Eine Zeitlang wußten sie nicht, was sie antworten sollten. Nachdem sie sich endlich flüsternd mit einander berathen hatten, übernahm es der Aelteste und Einflußreichste von Allen für die Uebrigen zu sprechen und ergriff das Wort mit jener anscheinenden Offenheit, welche ein Grundzug des Angloamerikanischen Charakters und der Deckmantel der größten Verstellung ist. Nur diejenigen, welche die

Bewohner der Vereinigten Staaten noch gar nicht kennen, lassen sich zuweilen dadurch täuschen.

Jener aus Tennessee gebürtigte Kaufmann hatte in seiner Jugend alle Gewerbe getrieben, vermöge deren man in der neuen Welt sobald die Elemente eines großen Vermögens zusammenbringt. Er war als Sklavenhändler nach Texas gekommen, hatte seinen Handel allmählich erweitert, um dann Speculant, Güterhändler und was weiß ich noch, zu werden. Er hatte mit einem Worte so geschickt manövrirt, daß er nach kaum zehn Jahren bereits mehrere Millionen besaß.

Der Gesinnung nach war es ein alter, gesetz= und gewissenloser Fuchs, der aus Neigung Schwindler und aus angeborenem Triebe Jude war. Er hieß Lionel Fischer, war klein und untersetzt und schien kaum sechzig Jahre zu zählen, obwohl er dieses Alter längst überschritten und bereits das siebzigste Jahr erreicht hatte.

„Sennor General," sagte er in dem unterwürfigen Tone und mit dem hochmüthig demüthigen Wesen, das die Emporkömmlinge kennzeichnet, „die traurigen Nachrichten, welche Eure Excellenz geglaubt haben uns mittheilen zu müssen, betrüben uns tief, indem Niemand an den Leiden unsres unglücklichen Landes lebhafteren Antheil nehmen kann als wir. Wir beklagen die Lage, in welcher sich Texas plötzlich befindet, von ganzem Herzen, denn wir sind die ersten, welche an unserer Familie und unserem Eigenthume dadurch lei=

den werden. Wir möchten das Unheil und die furchtbare Katastrophe, die uns bedroht, um jeden Preis, selbst mit den größten Opfern, verhüten. Aber ach! was können wir thun? Nichts. Trotz unseres guten Willens und unseres lebhaften Wunsches, Eure Excellenz zu beweisen, daß wir Euch die regste Theilnahme widmen, sind uns doch die Hände gebunden. Unsre Einmischung, weit entfernt der mexikanischen Regierung zu nutzen, würde derselben im Gegentheile nur schaden, indem nämlich das gemeine Volk und die Betrüger aller Art, von denen es in allen Seehäfen, namentlich aber in Galveston wimmelt, einen Vorwand zu Excessen mit Freuden ergreifen und sich sofort erheben würden, angeblich um gegen die Insurgenten zu ziehen, in Wirklichkeit aber um unser Eigenthum zu plündern! Diese Rücksicht zwingt uns, gegen unsern Willen neutral zu bleiben."

„Bedenkt Sennores," entgegnete der General, „daß das Opfer, was ich von Euch verlange, für Euch nur eine Kleinigkeit ist. Jeder von Euch soll mir tausend Piaster auszahlen; das ist, wie mir scheint, nicht zu viel, um Euer Kapital und Eure Waaren sicher zu stellen! Mit der Summe, welche dadurch aufgebracht werden könnte, mache ich mich anheischig, Euch vor jedem Unheil zu bewahren, indem ich dann Leute genug anwerben kann, um die Stadt vor jedem Angriff von Seiten der Insurgenten zu schützen."

Bei dieser unumwundenen Forderung schnitten die

Kaufleute ein böses Gesicht, was der General indessen nicht zu bemerken schien.

„Die Gabe, welche ich von Euch fordre," fuhr er fort, „ist keineswegs übertrieben. Es ist nicht mehr als billig, daß Ihr im Augenblicke der Gefahr eine Regierung unterstützt, unter deren Schutz Ihr reich geworden und die, obwohl sie vollkommen berechtigt gewesen wäre, es zu thun, bis zum heutigen Tage nichts von Euch verlangt hat."

In dieser Verlegenheit wußten die Kaufleute nicht, was sie antworten sollten. Sie hatten durchaus keine Lust ihr Geld herzugeben, um eine Sache zu vertheidigen, welcher sie im Stillen entgegenarbeiteten. Da der General aber so entschieden in sie drang, stieg ihre Verlegenheit immer mehr, denn sie wagten nicht, ihm seine Forderung ins Gesicht abzuschlagen, hatten aber noch viel weniger Lust darauf einzugehen. Es ist eine seltsame aber häufig bestätigte Wahrnehmung, daß gerade diejenigen, welche sich am leichtesten bereichert haben, am hartnäckigsten an ihrem Gelde hangen.

Unter allen Völkerstämmen der neuen Welt ist der Nordamerikaner der geldgierigste. Er widmet dem schimmernden Metalle die größte Verehrung, das Geld ist ihm Alles, und um es zu gewinnen, ist er im Stande, seine Verwandten und Freunde unbedenklich und unbarmherzig zu opfern. Jenes engherzige und gefühllose Sprichwort: Zeit ist Geld, hat der Nordamerikaner erfunden und spricht darin seinen innersten

Charakter aus. Verlangt von dem Nordamerikaner Alles, was Ihr wollt, er wird es Euch geben, versucht nur nicht, ihm einen Dollar abzuborgen, er würde es Euch rund abschlagen und wenn er Euch auch vielfach und tief verpflichtet wäre.

Die großen amerikanischen Bankerotte, welche vor mehreren Jahren die alte Welt durch ihre schamlose Frechheit in Schrecken versetzten, haben uns über die kaufmännische Ehrlichkeit jenes Volkes erbauliche Aufschlüsse gegeben. Bei seinen Geschäften sagt der Nordamerikaner niemals Ja, und scheut sich dermaßen seine wahre Gesinnung zu verrathen, daß er selbst im gleichgültigsten Gespräche, aus Furcht sich durch eine offene Sprache zu compromittiren, bei jeder Gelegenheit sagt: Ich vermuthe, ich glaube, ich denke.

Der General Rubio lebte lange genug in Texas, um in seinem täglichen Verkehre mit den Amerikanern gelernt zu haben, wie man mit ihnen verfahren müsse; er ließ sich daher weder durch ihr verlegnes Abwehren, noch durch die Versicherung ihrer Hingebung und ihre bestürzten Gesichter irre machen. Nachdem er ihnen einige Minuten Bedenkzeit gelassen und gesehen hatte, daß sie sich nicht entschließen konnten, ihm zu antworten, ergriff er wieder das Wort und sagte mit der verbindlichsten Miene und im gelassensten Tone:

„Die Gründe, welche ich die Ehre gehabt Euch auseinander zu setzen, Sennores, haben, wie ich sehe,

nicht das Glück Euch zu überzeugen, was ich aufrichtig bedaure. Wir befinden uns leider in einer jener kritischen Lagen, wo lange Verhandlungen unmöglich sind. Ich habe es mir, seitdem mir der Präsident der Republik die Ehre erwiesen, mich zum Militairgouverneur dieses Staates zu ernennen, stets angelegen sein lassen Euch zufrieden zu stellen und Euch die Gewalt, die mir anvertraut war, nicht zu schwer empfinden zu lassen, indem ich es bei mancher Gelegenheit auf mich nahm, die Befehle, die ich höhern Orts erhielt, in Eurem Interesse zu mildern. Ich schmeichle mir der Hoffnung, daß Ihr Einsicht genug haben werdet, zuzugeben, daß Ihr mich stets gefällig und wohlwollend gegen Euch gefunden habt."

Die Kaufleute erschöpften sich hierauf natürlich in Betheuerungen.

Der General fuhr fort.

„Heute kann ich leider nicht wieder so handeln, sondern sehe mich, Eurer hartnäckigen und unpatriotischen Weigerung gegenüber, die Ihr so unverkennbar an den Tag legt, zu meinem großen Bedauern, gezwungen, die erhaltenen Befehle, welche sich auf Euch beziehen, Sennores, und deren Wortlaut ich wie gesagt nicht mildern kann, buchstäblich zu befolgen."

Bei dieser in höhnischem Tone gesprochenen Erklärung schauderten die Kaufleute, denn sie sahen ein, daß der General sich anschicke, glänzende Vergeltung

zu üben. Obwohl sie noch nicht wußten was geschehen solle, fingen sie doch an zu bereuen der an sie ergangenen Einladung Folge geleistet, und sich so einfältiger Weise in die Klauen des Löwen begeben zu haben.

Der General lächelte noch immer, doch hatte sein Ausdruck etwas Schneidendes und Spöttisches, was weit entfernt war sie zu beruhigen.

In dem Augenblicke schlug eine im Zimmer befindliche Uhr zwei.

„Caramba!“ sagte der General, „ist es denn schon so spät? Wie schnell doch in Eurer liebenswürdigen Gesellschaft die Zeit vergeht! Wir müssen aber ein Ende machen, Sennores. Ich würde es mir nicht verzeihen, wenn ich Euch Eurem Familienkreise länger entzöge und zwar um so weniger, als Ihr das Bedürfniß empfinden werdet Euch zur Ruhe zu begeben.“

„In der That,“ stammelte der Kaufmann, der bis dahin das Wort geführt hatte, „möchten wir, trotz des Vergnügens, was wir hier genießen. . .“

„Würde es Ihnen doch noch zu weit größerem Vergnügen gereichen, wenn Sie sich entfernen könnten,“ fiel ihm der General lachend in's Wort. „Das begreife ich vollkommen, Don Lionel, und will Ihre Geduld daher nicht länger auf die Probe stellen. Ich bitte Euch nur noch um wenige Minuten, dann sollt Ihr frei über Euch verfügen können; laßt Euch also gefälligst wieder nieder.“

Die Kaufleute gehorchten, indem sie sich verstohlen verzweiflungsvoll anblickten.

Der General schien aber in jener Nacht taub und blind zu sein, er sah und hörte nichts. Er schlug auf eine Glocke. Auf diesen Ruf öffnete sich die Thür und ein Offizier trat ein.

„Ist Alles bereit Capitain Saldana?" fragte der General.

„Ja, General," antwortete der Offizier indem er sich ehrerbietig verneigte.

„Sennores," fuhr der Gouverneur fort, „die mexikanische Regierung befiehlt mir von den reichen Kaufleuten der Stadt eine Contribution von sechszigtausend Piaster zu erheben. Ein Soldat kann, wie Ihr wißt, Sennores, nichts thun als gehorchen. Dennoch hatte ich es über mich genommen jene Contribution auf die Hälfte herabzusetzen, um Euch bis zuletzt zu beweisen, wie aufrichtig ich auf Euer Interesse bedacht bin. Da Ihr mich nicht habt verstehen wollen, bleibt mir zu meinem Bedauern nichts anderes übrig, als zu gehorchen. Hier ist der bewußte Befehl, fügte er hinzu, indem er ein Papier von seinem Tische nahm und es entfaltete: er ist gemessen. Indessen gebe ich Euch noch fünf Minuten, um Euch zu bedenken: nach jener Frist aber bin ich gezwungen meine Pflicht zu thun, und Ihr kennt mich hinreichend, Sennores, um zu wissen, daß ich sie erfüllen werde, koste es, was es wolle."

„Aber, General," wagte der alte Kaufmann einzuwenden, „Ew. Excellenz werden mir die Bemerkung gestatten, daß jene Summe ungeheuer ist."

„Bedenkt doch, Sennores, daß Ihr dreißig seid, mithin nur zweitausend Piaster auf einen Jeden kommen, eine wahre Lumperei! Ich hatte Euch angeboten nur die Hälfte zu geben, Ihr habt aber nicht gewollt."

„Die Geschäfte gehen seit einigen Jahren sehr schlecht, und das Geld wird immer knapper."

„Die Wahrnehmung hat, wie mir scheint, niemand besser machen können, wie ich, Don Lionel."

„Vielleicht, wenn Ihr uns Zeit ließet, vier Wochen oder vierzehn Tage, würden wir, wenn wir alle unsere Mittel zusammenraffen und ungeheure Opfer bringen, im Stande sein, die andere Hälfte der geforderten Summe aufzubringen."

„Ich kann Euch leider kaum eine Stunde Zeit gönnen!"

„Aber, General, in dem Falle ist es rein unmöglich."

„Das glaube ich nicht; Ihr werdet noch nicht ernstlich darüber nachgedacht haben. Das gilt mir übrigens gleich; ich vollziehe den erhaltenen Befehl, indem ich Euch Geld abfordere, es ist Eure Sache, ob Ihr es zahlen wollt oder nicht. Mich betrifft die Angelegenheit persönlich in keiner Weise."

„Es ist uns wirklich unmöglich, General," ent=

gegnete der alte Kaufmann, der sich, trotz seiner Schlauheit vom Tone des Gouverneurs täuschen ließ, „die kleinste Summe aufzubringen.“

Alle Anwesenden nickten beifällig mit dem Kopfe, um durch diese Geberde die Worte ihres Aeltesten zu bekräftigen.

„Sehr wohl,“ antwortete der General in demselben kaltblütig spöttischem Tone, „es bleibt also dabei. Ihr dürft mich indessen für die Folgen, welche eine solche Weigerung für Euch haben könnte, nicht verantwortlich machen.“

„Ach, General! wie könnt Ihr denken.....!“

„Gut. Ihr habt es gehört, Capitain,“ fügte er hinzu, indem er sich zu dem Offizier wandte, der unbeweglich an der Thür stand: „laßt die Truppe hereinkommen.“

„Ja, General.“

Der Offizier entfernte sich hierauf.

Die Kaufleute standen bestürzt. Der geheimnißvolle Befehl kam ihnen sehr bedenklich vor, und ihre Angst stieg noch mehr, als sie im Patios Waffen klirren hörten, und den schweren Tritt der anrückenden Truppe vernahmen.

„Was bedeutet das, General?“ riefen sie erschrocken aus, „hat man uns in eine Falle gelockt?“

„Warum denn?“ fragte der Gouverneur. „Ach, bitte um Entschuldigung, ich hatte allerdings vergessen, Euch den Schluß des Befehles, der Euch betrifft, mit=

zutheilen; das wird übrigens bald nachgeholt sein. Man ertheilt mir die Weisung, alle diejenigen mit niederschießen zu lassen, welche sich weigern, sich der Anleihe zu unterwerfen, welche die Regierung fordert, um sich aus der schwierigen Lage zu reißen, in welche sie die Schlechtgesinnten versetzt haben."

Im nämlichen Augenblicke öffnete sich die Flügelthür weit, und eine Truppe von funfzig Soldaten stellte sich schweigend hinter den amerikanischen Kaufleuten auf und schloß sie von allen Seiten ein.

Letztere waren mehr todt als lebendig; sie glaubten von einem schrecklichen Traume, einem furchtbaren Alp heimgesucht zu sein.

In der Ueberzeugung, daß der General seine Drohung unbedenklich erfüllen würde, wußten die Kaufleute nicht, wie sie sich aus der Verlegenheit helfen sollten.

Der Gouverneur stand ihnen in seiner gewohnten, ruhigen Haltung gegenüber; seine Miene war noch immer freundlich und seine Stimme mild.

„Wohlan, Sennores, nehmt die Versicherung meines aufrichtigen Bedauerns entgegen. — Capitain, führt die Herrn fort, und begegnet denselben mit der ganzen Schonung, welche ihr trauriges Schicksal fordert."

Hierauf grüßte er, und schickte sich an zu gehen.

„Einen Augenblick, bei Gott!" rief der alte Kaufmann, den die Aussicht auf seinen nahen Tod ganz

fassungslos machte, aus; „giebt es kein Mittel die Sache auszugleichen, General?“

„Ich weiß nur eins: bezahlen!“

„Ich weiß es wohl,“ seufzte Jener, „aber, ach! wir sind zu Grunde gerichtet!“

„Was kann ich dagegen thun? Ihr wißt und habt selbst zugeben müssen, daß ich bei der unglücklichen Angelegenheit gänzlich unbetheiligt bin.“

„Ach! Herr General!“ riefen die armen Kaufleute einstimmig aus, „Ihr werdet uns doch nicht auf diese Weise umbringen wollen! Wir sind Familienväter, was soll aus unsern Weibern und Kindern werden?“

„Ich beklage Euch, kann aber leider nichts in der Sache thun.“

„General,“ schrien sie, und stürzten vor ihm auf die Kniee, „bei Allem, was Euch theuer ist, beschwören wir Euch, Gnade zu üben!“

„Ich beklage den Vorfall aufrichtig, und möchte Euch gern helfen; leider steht es nicht in meiner Macht, und zwar um so weniger, als Ihr mir gar nicht entgegen kommt.“

„Ach!“ schluchzten sie und falteten flehend die Hände.

„Ich weiß wohl, daß die ganze Schwierigkeit darin liegt, daß Ihr kein Geld habt, eine freilich unüberwindliche Schwierigkeit, das könnt Ihr glauben.“

„Nun, laßt sehen!“ fuhr er fort und bedachte sich anscheinend.

Die armen Teufel, die dem Tode so nahe in's Auge geschaut hatten, blickten ihn mit leuchtenden, hoffnungsvollen Blicken an.

Es folgte eine ziemlich lange Pause, während welcher man die Herzschläge der Männer hätte vernehmen können, welche wußten, daß von dem Manne, dem sie in so banger Erwartung gegenüber standen, Tod oder Leben abhing.

„Hört," fuhr Letzterer fort, „was ich für Euch thun kann, wenn ich eine ungeheure Verantwortlichkeit auf mich nehmen will: Ihr seid dreißig, nicht wahr?"

„Ja, dreißig, Ew. Gnaden!" antworteten sie einstimmig.

„Nun, es sollen nur zehn von Euch erschossen werden. Ihr könnt selbst unter Euch wählen; die, von Euch bezeichneten, sollen in den Patios geführt, und augenblicklich niedergeschossen werden. Jetzt dringt aber nicht weiter in mich, weil ich Euch nicht mehr gewähren kann. Damit Ihr übrigens die nöthige Zeit habt, Eure Wahl zu treffen, will ich Euch zehn Minuten Frist lassen."

Diese letzte List des Generals war meisterhaft berechnet; denn, indem er durch seinen Ausspruch die Einigkeit der Kaufleute störte, und sie gegen einander hetzte, war er gewiß, den Zweck zu erreichen, der sonst verfehlt werden mußte. Wir sind nämlich geneigt, zur Ehre des Generals, dessen Leben bisher frei von Tha=

ten der Willkür oder Gewalt geblieben war, anzunehmen, daß der angedrohte Tod nur ein Mittel war, die Männer, welche er der Regierung feindlich gesinnt wußte, zu zwingen, ihre Börsen zu öffnen, und daß er nicht so grausam gewesen sein würde, es auf's Aeußerste zu treiben, und mit kaltem Blute dreißig der geachtetsten Einwohner der Stadt niederschießen zu lassen.

Welches übrigens auch die Absicht des Generals sein mochte, die Amerikaner glaubten ihm auf's Wort, und handelten demgemäß.

Nach einer Unschlüssigkeit von zwei bis drei Minuten kamen die Kaufleute Einer nach dem Anderen herbei und erklärten sich bereit zu zahlen.

Ihre anfängliche Weigerung kostete nun einen Jeden tausend Piaster.

Das war theuer bezahlt! Wir müssen auch, der Wahrheit gemäß bekennen, daß sie sich sehr widerstrebend fügten. Aber da standen die Soldaten, bereit dem leisesten Winke ihres Vorgesetzten zu gehorchen, die Flinten waren geladen, und der Patios kaum zwei Schritt entfernt. Da galt kein Zaudern.

Der General ließ sie indessen nicht so leichten Kaufes davonkommen. Die Amerikaner wurden der Reihe nach von vier Soldaten nach ihrer Wohnung eskortirt, welche Befehl hatten, jeden Gefangenen auf der Stelle nieder zu schießen, der wagen würde, entspringen zu wollen. Erst wenn die zweitausend Piaster

in die Hände des Generals abgeliefert waren, ließ er einen zweiten Gefangenen auf gleiche Weise abgehen. Das ging so fort, bis die ganze Summe eingezahlt war.

Der alte Lionel und der General waren noch allein zurückgeblieben.

„Aber, Ew. Gnaden!" sagte Ersterer in vorwurfsvollem Tone, „wie habt Ihr, der Ihr bis jetzt so gut gegen uns gewesen, das Herz gehabt, eine solche Grausamkeit zu begehen?"

Der General lachte.

„Meint Ihr denn, daß ich es gethan haben würde?" fragte er achselzuckend.

Der Kaufmann schlug sich verzweiflungsvoll vor die Stirne.

„Ach!" rief er aus, „wir sind Einfaltspinsel!"

„Teufel! Ihr habt, wie es scheint, eine sehr schlechte Meinung von mir. Caramba, Sennor, solche Streiche begehe ich nicht!"

„In dem Falle," lachte der Kaufmann, „heißt es: Auf einen Buben anderthalben!"

„Inwiefern?"

„Nun, ich habe noch nicht gezahlt!"

„Weiter? . . . . ."

„Da ich nun weiß, woran ich bin, werde ich nicht zahlen."

„Nun, ich habe Euch auf Ehre für klüger gehalten als das."

„Wie so?“

„Begreift Ihr denn nicht, daß man sich scheuen kann, dreißig Personen umzubringen, aber einem Einzelnen gegenüber, der obendrein, wie Ihr, zahlreiche Vergehen auf dem Gewissen hat, sieht man eine solche That für einen Akt der Gerechtigkeit an, welchen man unbedenklich auf sich nehmen kann?“

„Ihr wolltet mich also erschießen lassen?“

„Ohne das geringste Bedenken.“

„Wohlan, General, ich erkläre mich für überwunden.“

„Ihr seid zu gütig, Sennor Lionel.“

„Ich sage die volle Wahrheit; Ihr habt Eure Sache vortrefflich gemacht.“

„Ihr versteht Euch auf dergleichen.“

„Bitte,“ entgegnete Jener mit bescheidener Miene. „Um Euch die Mühe zu ersparen mich erschießen zu lassen, will ich Euch den Willen thun,“ fügte er munter hinzu und griff in die Seitentasche seines Rockes.

Er zog eine dick mit Banknoten gefüllte Brieftasche heraus, und zählte die Summe von zweitausend Piaster auf den Tisch.

„Ich sage Euch meinen Dank,“ sagte der General, indem er die Banknoten an sich nahm.

„Und ich ebenfalls, Excellenz,“ entgegnete Jener.

„Warum denn?“

„Weil Ihr mir eine Lehre gegeben habt, die ich gelegentlich zu nutzen gedenke.“

„Seht Euch vor, Sennor Lionel!“ entgegnete der General mit Beziehung, „Ihr werdet vielleicht nicht immer einen so gutgearteten Menschen vor Euch haben wie mich.“

Der Kaufmann steckte seine Brieftasche wieder ein, verbeugte sich und ging.

Es war drei Uhr, die ganze Angelegenheit war mithin in weniger als einer Stunde beendet worden; das hieß die Zeit nützen.

„Diese Gringos sind im Grunde jämmerliche Menschen!“ sagte der General als er allein war; „ja, wenn wir nicht die Bergbewohner und Campesinos gegen uns hätten, so würden wir mit dem Volke bald fertig werden.“

„General,“ fragte ein Adjutant, indem er die Thür halb öffnete, „der Oberst Melendez fragt an, ob Ihr ihn, trotz der späten Stunde, annehmen wolltet.“

„Ist der Oberst Melendez da?“ fragte der Oberst verwundert.

„Er ist eben angekommen! darf er eintreten?“

„Gewiß, er soll kommen, soll gleich kommen!“

Nach wenigen Augenblicken trat der Oberst ein.

„Da seid Ihr ja endlich!“ rief ihm der General entgegen, indem er auf ihn zukam; „ich glaubte, Ihr wäret todt oder gefangen.“

„Es hat wenig gefehlt, daß mir das Eine oder Andere begegnet wäre.“

„Ihr! Ihr habt also ernstlich mit mir zu sprechen?"

„Sehr ernste und wichtige Dinge habe ich Euch zu sagen, General."

„Teufel, bester Freund! laßt Euch nieder und sprecht."

„Wißt Ihr, vor allen Dingen, General," antwortete der Oberst, „wie wir stehen?"

„Was wollt Ihr damit sagen?"

„Nichts weiter, General, als daß Euch vielleicht gewisse Dinge unbekannt sind, welche sich ereignet haben."

„Ich habe allerdings von wichtigen Ereignissen munkeln hören, ohne doch etwas Bestimmtes zu wissen."

„So hört denn! Die Corvette Libertad ist in den Händen der Insurgenten."

„Unmöglich!" rief der General aufspringend aus.

„General," fuhr der junge Offizier in trübem Tone fort, „ich habe Euch eine noch wichtigere Nachricht mitzutheilen."

„Verzeiht mir, Freund, vielleicht habe ich Unrecht, es kommt mir aber sehr unwahrscheinlich vor, daß Ihr auf der Lustpartie, von welcher Ihr eben zurückkehrt, so bestimmte Nachrichten habt einziehen können."

„Die Insurgenten haben sich nicht nur der Corvette Libertad, sondern auch der Capfestung bemächtigt, General."

„Wahrhaftig!" rief der General mit Heftigkeit aus.

„darin seid Ihr falsch berichtet: die Capfestung ist uneinnehmbar.“

„Sie ist von dreißig freien Schützen unter dem Befehle des Jaguar genommen worden.“

Der General barg mit einer unaussprechlich verzweiflungsvollen Geberde seinen Kopf in den Händen.

„Ach, das ist zu viel auf ein Mal!“ stöhnte er.

„Es ist noch nicht Alles,“ fuhr der Oberst in eindringlichem Tone fort.

„Was könntet Ihr mir Schrecklicheres berichten, als was Ihr eben gesagt habt?“

„Etwas, worüber Ihr vor Zorn und Scham beben werdet, General.“

Der alte Soldat legte die Hand auf's Herz, als wolle er die heftigen Schläge desselben unterdrücken, wandte sich dann zu dem Obersten und sagte:

„Redet, mein Freund; ich bin jetzt auf Alles gefaßt. Der Oberst schwieg eine Zeit lang; die Verzweiflung des alten wackeren Soldaten erschütterte ihn tief.

„Vielleicht wäre es besser, das Uebrige bis auf morgen zu verschieben: Ihr seht angegriffen aus und einige Stunden ab oder zu ändern nichts an der Sache.“

„Oberst Melendez,“ sagte der General, indem er dem jungen Offizier einen bedeutsamen Blick zuwarf, „in unserer Lage ist eine Minute eine Ewigkeit. Ich befehle Euch zu reden.“

„Die Insurgenten verlangen zu parlamentiren,“ sagte der Oberst kurz.

„Mit mir wollen sie parlamentiren?“ entgegnete der General mit einem leichten Anfluge von Ironie. „Die Caballeros erweisen mir ja große Ehre. Worüber denn?“

„Weil sie glauben sich der Stadt Galveston bemächtigen zu können; das unnöthige Blutvergießen aber vermeiden möchten, und es daher vorziehen mit Euch zu unterhandeln.“

Der General stand auf, schritt hastig nach allen Richtungen im Zimmer auf und ab und blieb dann plötzlich vor dem Obersten stehen.

„Was würdet Ihr an meiner Stelle thun?“ fragte er.

„Ich würde unterhandeln,“ antwortete der junge Offizier unumwunden.

Drittes Kapitel.

Der Rückzug.

Nach jener offenherzigen Erklärung folgte eine ziemlich lange Pause.

Der Oberst nahm das Gespräch zuerst wieder auf.

„Ihr wißt offenbar nichts von den jüngsten Ereignissen, General,“ sagte er.

„Wie sollte ich? Jene verteufelten Insurgenten haben Guerillas organisirt, welche die Gegend besetzt halten, und alle Communikation so vollständig hemmen, daß von zwanzig Kundschaftern, welche ich ausgeschickt habe, nicht einer wieder gekommen ist.“

„Und es wird auch Keiner wieder kommen, das seid versichert.“

„Was ist nun zu thun?“

„Wollt Ihr wirklich meine aufrichtige Meinung hören, General?“

„Ich verlange auf Ehre, Eure aufrichtige Mei=

nung zu hören, denn Ihr scheint von uns Allen der Einzige zu sein, der genau weiß, was vorgeht."

„Ich bin in der That der Einzige, der es weiß. Hört mich also an, und wundert Euch über nichts, was Ihr hören werdet, denn es ist Alles buchstäblich wahr. Das was ich die Ehre haben werde, Euch mitzutheilen, ist mir vor kaum drei Stunden vom Jaguar selbst beim Salto del Frayle gesagt worden, wohin er mich gebeten hatte, zu kommen, um Dinge zu besprechen, welche mit der Politik nichts gemein haben."

„Sehr wohl," antwortete der General mit einem flüchtigen Lächeln. „Redet, ich höre Euch aufmerksam an."

Der Oberst erröthete unter dem leise ironischen Blicke des Generals; faßte sich aber bald und fuhr fort:

„Erfahrt in zwei Worten, wie wir gegenwärtig stehen: während etliche entschlossene Männer mit Hülfe einer unter amerikanischer Flagge segelnden Korsaren-Brigg sich der Corvette Libertad durch einen Ueberfall bemächtigten. . . . ."

„Die Corvette Libertad, eines der schönsten Fahrzeuge unserer Marine!" fiel ihm der General in's Wort.

„Ja, General, das ist leider eine feststehende Thatsache. Während dieses geschah, haben sich andere Insurgenten unter dem Befehle des Jaguar in die Cap-

festung geschlichen, und sich derselben ohne Schwertstreich bemächtigt."

„Das ist ja aber ganz unmöglich!" fiel ihm der alte Soldat zornig in's Wort.

„Ich halte mich ganz streng an die Wahrheit, General."

„Die dunklen Gerüchte, welche mir zu Ohren gekommen sind, ließen mich allerdings vermuthen, daß uns die Insurgenten eine neue Niederlage bereitet haben; ich war aber weit entfernt, die schreckliche Wahrheit zu ahnen."

„Ich schwöre Euch bei meiner Soldatenehre, General, daß ich nur die reine Wahrheit sage."

„Ich glaube Euch, Freund, denn ich weiß wie wacker und zuverlässig Ihr seid. Die Nachrichten, welche Ihr mir hinterbringt, sind aber so schrecklich, daß ich gern daran zweifeln möchte."

„Das ist leider nicht möglich."

Der General schritt mit heftigem, obwohl stillem Zorne und geballten Fäusten hastig im Zimmer hin und her, und murmelte von Zeit zu Zeit halblaute, unverständliche Worte.

Der Oberst blickte ihm traurig nach, ohne daran zu denken, ihm einen jener hergebrachten Trostgründe zu sagen, die statt den Schmerz zu heilen, denselben nur heftiger und nagender machen.

Endlich hatte sich der General, nach einer Weile, hinreichend gefaßt, um eine heitere Miene anzunehmen

und seinen Gram in seinem Herzen zu verschließen. Er setzte sich neben den Obersten, faßte ihn freundschaftlich bei der Hand und sagte mit einem erzwungenen Lächeln:

„Ihr habt mir Eure Ansicht noch nicht gesagt.“

„Wenn Ihr ernstlich darauf besteht, daß ich reden soll, so will ich es thun, General,“ antwortete der junge Mann, obwohl ich im Voraus überzeugt bin, daß wir abweichende Ansichten von der Sache haben.“

„Wohl möglich. Indessen ist die Ansicht eines so verdienten Mannes, wie Ihr, stets beachtenswerth, lieber Oberst, und mich verlangt zu wissen, ob sich unsere Gedanken wirklich begegnen.“

„Wie Ihr wollt, General. Meine Ansicht ist also folgende: wir verfügen über zu wenig Truppen, um einem Angriffe mit Erfolg entgegen zu treten. Die Stadt will uns nicht wohl; ja, ich bin überzeugt, daß sie nur auf eine Gelegenheit harrt, um sich aufzulehnen und gemeinschaftliche Sache mit den Insurgenten zu machen. Auf der anderen Seite würde es eine unverzeihliche Thorheit sein, wenn wir uns in einer Stadt, die keinen Ausgang hat, einschließen wollten, in welcher wir folglich genöthigt wären, uns zu ergeben, was für die mexikanischen Waffen eine unverlöschliche Schande wäre. Wir haben für den Augenblick von der mexikanischen Regierung keine Hülfe zu hoffen, indem sie zu viel zu thun hat, sich vor den ehrgeizigen Bestrebungen derjenigen zu schützen, die

stets nach dem Sturze derselben trachten, um daran denken zu können uns wirksam beizustehen, sei es durch Verstärkung, sei es, indem sie zu unseren Gunsten einen Ablenkungsangriff macht."

„Eure Bemerkungen sind leider nur zu treffend; wir dürfen nur auf unsere eigne Kraft zählen."

„Beharren wir darauf, uns in der Stadt einzuschließen, so scheint es mir so gut wie erwiesen, daß wir gezwungen sein werden uns zu ergeben: denn, da die Insurgenten Herrn des Meeres sind, ist es nur noch eine Frage der Zeit. Verlassen wir die Stadt hingegen aus eignem Antriebe, so wird die Lage bedeutend einfacher."

„In dem Falle müssen wir uns aber dazu verstehen, mit den Elenden zu unterhandeln."

„Das meinte ich anfangs auch, denke aber jetzt, daß wir der Verlegenheit leicht entgehen können."

„Auf welche Weise? redet, redet, Freund!"

„Der Parlamentär, welchen die Insurgenten schicken, wird erst um neun Uhr nach dem Cabilda kommen, wer hindert Euch, General, die Stadt zu räumen ehe er erscheint?"

„Hm!" brummte der General, welcher den Worten des jungen Mannes immer eifriger lauschte. „Ihr schlagt mir also vor, zu flüchten?"

„Keineswegs," entgegnete der Oberst. „Bedenkt General, daß im Kriege der Grundsatz gilt: weichen ist nicht flüchten. Wenn wir uns des freien Feldes

bemächtigen und den Insurgenten die Stadt überlassen, so versetzen wir sie, durch einen so klug berechneten Rückzug, in dieselbe schwierige Lage, in der wir uns heute befinden. Im freien Felde können wir, vermöge unserer Mannszucht, einer vier Mal so starken Macht, wie der unsrigen, die Spitze bieten, was uns hier unmöglich wäre. Haben wir vom General Santa-Anna endlich die Verstärkung erhalten, welche er uns wahrscheinlich in Kurzem selbst zuführen wird, so halten wir unseren Einzug wieder in Galveston, was die Insurgenten dann unmöglich gegen uns behaupten könnten. Das ist meine Ansicht, General, und das der Plan, den ich befolgen würde, wenn ich die Ehre hätte, Gouverneur des Staates zu sein."

„Ja," antwortete der General, „die Idee, welche Ihr aussprecht, würde Aussicht auf sicheren Erfolg gewähren, wenn es möglich wäre, sie zu verwirklichen. Leider würde es aber thöricht sein, auf den Beistand des Generals Santa-Anna rechnen zu wollen. Er wird uns, wenn auch gegen seinen Willen, aber durch die Umstände dazu gezwungen, und weil ihm der Senat immer neue Schwierigkeiten in den Weg legt, im Stiche lassen."

„Ich kann Euch darin nicht beistimmen, General; seid versichert, daß der Senat, wie sehr er auch gegen den Präsidenten der Republik eingenommen sein mag, eben so wenig Lust hat, wie er, Texas zu verlieren. In gegenwärtigem Falle müssen wir übrigens aus der

Noth eine Tugend machen, es würde eine unverzeihliche Thorheit unserer Seits sein, wenn wir das Zusammentreffen mit dem Feinde hier erwarten wollten."

Der General schien eine Zeit lang unschlüssig zu sein; plötzlich war sein Entschluß gefaßt und er schlug auf die Glocke.

Ein Adjutant trat ein.

„Alle höheren Offiziere sollen binnen einer halben Stunde hier zusammen kommen," sagte er. „Geht!"

Der Adjutant grüßte und ging.

„Da Ihr es also wollt," fuhr der General zu dem Obersten gewendet fort, „so geschehe es. Ich bin bereit Euren Rath zu befolgen. Es mag übrigens vielleicht der einzige Rettungsweg sein, der uns bleibt."

In Europa, wo man daran gewöhnt ist, bedeutende Truppenmassen auf dem Schlachtfelde zusammentreffen zu sehen, würde man lächeln, wenn eine Anzahl Soldaten, die bei uns kaum ein Regiment sein würde, mit dem Namen einer Armee bezeichnet wird. Man muß aber bedenken, daß die neue Welt, mit Ausnahme Nordamerika's sehr wenig bevölkert ist. Die Einwohner sind auf ungeheuren Strecken verstreut, und die gewaltigste stehende Armee erreicht selten die Zahl von fünf- bis sechstausend Mann. Gewöhnlich besteht eine Armee, wenn alle Waffengattungen, als: Infanterie, Cavallerie, Artillerie u. s. w., inbegriffen sind, aus fünfzehn- bis achtzehnhundert Mann. Und

was sind es für Soldaten! unwissend, schlecht besoldet, schlecht bewaffnet, und einem Führer, der, wie sie wissen, eben so unwissend ist wie sie, nur halb gehorsam, indem sie nicht das geringste Vertrauen zu ihm haben können.

Die militärische Laufbahn ist in Mexiko, statt so geachtet zu sein, wie z. B. in Frankreich, im Gegentheil gering geschätzt, so daß die Soldaten und Offiziere größtentheils verrufene Menschen sind, denen jede andere Laufbahn verschlossen ist.

Die Offiziere sind, mit Ausnahme einiger, weniger ehrenwerthen Leute, überschuldete und übel berüchtigte Menschen, die in ihrem Berufe so unwissend sind, daß sie von dem geringsten französischen Corporale lernen könnten.

Die Soldaten werden nur unter den Leperos, Dieben und Mördern angeworben.

Die Armee ist in Folge dessen eine wahre Plage für das Land. Die Regierungen, welche einander mit fabelhafter Schnelligkeit in Mexiko verdrängen, werden von ihr ab- und eingesetzt; denn das unglückliche Land hat seit seiner sogenannten Unabhängigkeitserklärung nicht weniger wie dreihundert Pronunciamentos erlebt, welche sämmtlich von der Armee ausgegangen und zu Gunsten der Offiziere veranstaltet worden sind, die kein anderes Lebensziel kennen, als zu avançiren.

Indessen erleidet das Obengesagte einige Ausnah-

men. Wir haben mehre, eben so unterrichtete, als achtungswerthe mexikanische Offiziere gekannt; ihre Zahl ist nur leider so gering, daß sie dem Uebel nicht abzuhelfen vermögen und gezwungen sind, zu ertragen, was sie nicht hindern können.

Der General Rubio war ohne Widerrede einer der achtbarsten Stabsoffiziere der mexikanischen Armee. Dennoch haben wir gesehen, daß er kein Bedenken trug, gelegentlich diejenigen auszubeuten, die zu beschützen seine Pflicht heischte. Man kann von diesem unter hunderten gewähltem Beispiele schließen, welche Uebergriffe sich die übrigen Generäle erlauben.

Die unter dem Befehle des Generals Rubio stehende Truppe, welche mit ihm in Galveston einquartirt war, bestand mit den Offizieren aus neunhundert und fünfzig Mann, zu welchem allerdings im Nothfalle ungefähr dreihundert Lanceros stoßen konnten, welche längs der Küste als Beobachtungsposten verstreut waren. War auch eine solche Truppe nicht im Stande die Stadt erfolgreich zu vertheidigen, konnte sie doch unter verständiger Leitung die Insurgenten lange Zeit in Schach erhalten, welche weit mangelhafter bewaffnet und schlechter eingeübt waren.

Der General faßte rasch die Tragweite des Rathes auf, welchen ihm der Oberst ertheilte. Der von Letzterem vorgeschlagene Operationsplan, war in der That der einzige ausführbare; in dieser Ueberzeugung nahm er denselben sofort an.

Indessen galt es, rasch zu handeln. Die Sonne ging eben auf, und der anbrechende Tag war ein Sonntag; es war daher wünschenswerth, daß die mexikanische Armee vor Beendigung des Gottesdienstes abmarschirt wäre, das heißt vor elf Uhr Vormittag.

Es besteht nämlich in allen Sklavenstaaten und namentlich in Texas eine seltsame Sitte, welche einigermaßen an die alten römischen Pansfeste erinnert. Am Sonntage geben die Herrn ihren Sclaven die vollste Freiheit: ein Tag unter sieben ist sicherlich nicht zu viel! für die südlichen Staaten aber, wo die Sclaverei so streng und unerbittlich herrscht, ist es sehr viel. Die armen Neger entschädigen sich mit wahrhaft kindischem Uebermuthe während der wenigen Stunden für sechs Tage der Knechtschaft. Ohne sich um die glühende Hitze zu kümmern, welche die Straßen in Glühöfen verwandelt, durchirren sie die Stadt unter Gesängen und Tänzen, oder in den Wagen ihrer Gebieter, deren sie sich bemächtigt haben, und die sie im gestrecktem Galoppe durch die Gassen jagen.

An jenem Tage gehört die Stadt ihnen, sie thun so ziemlich was ihnen gefällt, und niemand wehrt ihnen, oder hindert ihr Vergnügen.

Der General fürchtete, nicht ohne Grund, daß die Kaufleute von Galveston, welchen er so geschickt ihr Geld abgenommen hatte, versuchen würden, Vergeltung zu üben, indem sie ihre Sclaven aufhetzten, sich gegen die Mexikaner aufzulehnen, was Letztere wahrscheinlich

mit Vergnügen thun würden, denn jeder Vorwand zu Ruhestörungen war ihnen willkommen, und sie kümmerten sich wenig um die mehr oder weniger ernsten Folgen ihrer Meuterei.

Während daher der Adjutant den erhaltenen Auftrag ausrichtete, befahl der General dem Obersten Melendez alle unter den Waffen stehenden Soldaten mit sich nach dem Cabildo zu nehmen, sich an ihre Spitze zu stellen, und sich der nöthigen Anzahl Fahrzeuge zu versichern, um die Mannschaft an's Festland zu bringen.

Der Befehl war nicht schwer zu vollziehen. Der Oberst begab sich unverzüglich nach dem Hafen, und hatte bald, ohne, von Seiten der Schiffseigenthümer, welche wußten, daß eine Weigerung keine Beachtung finden würde, den geringsten Widerspruch zu erfahren, eine kleine Flotte von fünfzehn leichten Fahrzeugen vereinigt, welche für den Transport der Besatzung vollkommen genügten.

Der Adjutant hatte sich seines Auftrages unterdessen eben so schnell als klug entledigt, und nach kaum zwanzig Minuten waren sämmtliche Offiziere im Hause des Generals versammelt.

Letzterer setzte ihnen unverzüglich in entschlossenem Tone, der keinen Einwand gestattete, auseinander, in welche Lage sie durch die Einnahme der Festung gerathen seien, bewies, wie nothwendig es sei, sich nicht

vom Festlande abschneiden zu lassen und theilte ihnen die Absicht, die Stadt unverzüglich zu räumen, mit.

Die Offiziere erklärten sich, wie es der General erwartet hatte, einstimmig mit seinem Entschlusse einverstanden; im Grunde trugen sie kein Verlangen, eine Belagerung auszuhalten, während welcher sie nur Schläge und keinen Vortheil zu erwarten hatten. Der Krieg auf offenem Felde erschien ihnen in jeder Beziehung annehmbarer; erstlich versprach die Plünderung der Estancias und Haciendas reichlichen Gewinn; zweitens hatten sie auf offenem Felde Aussicht, sich für die zahlreichen Niederlagen, welche ihnen die Insurgenten bereitet, glänzend zu rächen.

Der General ertheilte daher augenblicklich Befehl, die Truppen mit Waffen und Bagage nach dem Hafen zu bringen.

Um indessen jeder möglichen Störung vorzubeugen, wurde die Bewegung nur sehr langsam ausgeführt, und der Oberst, welcher die Einschiffung überwachte, ließ am Eingange jeder Straße, welche auf den Hafen mündete, zahlreiche Posten aufstellen, damit das Volk von den Soldaten fern gehalten, und keine Reibungen zwischen Beiden vorfallen konnten.

Sobald ein Fahrzeug seine vollständige Ladung aufgenommen hatte, stach es sofort in die See ohne sich indessen weit zu entfernen.

Der General wünschte, daß die ganze Flotte zu gleicher Zeit absegeln solle.

Der Tag war prachtvoll, die Sonne warf ein blendendes Licht und die Bucht glühte wie ein Feuerspiegel.

Das, durch die Bajonette der Soldaten, ferngehaltene Volk, wohnte der Einschiffung stumm und theilnahmlos bei. Die Operation beunruhigte es, obwohl es den Zweck derselben nicht verstand, doch war es so weit entfernt an einen Abzug der mexikanischen Besatzung zu denken, daß es im Gegentheile vermuthete, der General wolle mit einem Theile seiner Truppen einen Ausfall gegen die Insurgenten wagen.

Als alle Soldaten, mit Ausnahme derjenigen, welche den Rückzug ihrer Kameraden decken sollten, eingeschifft waren, ließ der General den Alkade-Mayor, den Juez de letras und den Corregidor rufen.

Jene Beamteten gehorchten der Aufforderung des Generals, indem sie ihre geheime Unruhe über die erhaltene Weisung nur mangelhaft unter dem Scheine des Diensteifers verbargen.

Trotz der Schnelligkeit, mit welcher die Einschiffung der Truppen bewirkt worden, war es doch bereits neun Uhr.

In dem Augenblicke wo sich der General anschickte, die Beamteten, welche er vor sich beschieden hatte, anzureden, trat der Oberst Melendez in den Cabildo, und sagte, nachdem er den Gouverneur ehrerbietig gegrüßt hatte:

„General, die Person, von welcher ich heute Nacht

die Ehre hatte, mit Euch zu sprechen, fragt an, ob es Euch gefällig wäre."

„Aha!" entgegnete der General und biß sich auf die Lippen, „ist er wirklich da?"

„Ja, General. Ich habe ihm versprochen, ihn bei Ew. Excellenz zu melden."

„Sehr wohl. Bittet ihn einzutreten."

„Wie?" fragte der Oberst verwundert, „haben Ew. Gnaden die Absicht vor Zeugen mit ihm zu reden?"

„Gewiß, und ich bedaure nur, daß deren nicht noch mehr sind. Laßt den Mann eintreten, lieber Oberst."

„Haben Ew. Excellenz den Befehl, welchen Sie mir zu ertheilen geruhen, auch reiflich erwogen?"

„Ja, ja, mein Freund, thut nur danach. Ihr werdet mit dem, was ich thun will, selbst zufrieden sein."

„Da Ihr es verlangt, General," antwortete der Oberst zögernd, „kann ich nicht anders, als gehorchen."

„Thut es immerhin, und seid unbesorgt," sage ich. Der Oberst entfernte sich, ohne weiter etwas einzuwenden. Bald kehrte er, gefolgt von John Davis, zurück.

Der Amerikaner hatte die Kleidung, welche er in der Nacht trug, mit einer, den Umständen angemessenen, vertauscht. Seine Haltung war ernst, sein Wesen stolz ohne Anmaßung. Beim Eintreten in den

Saal grüßte er den General höflich und schickte sich an, ihn anzureden.

Der General erwiderte den Gruß John Davis' eben so höflich, gebot ihm aber mit einer Handbewegung Schweigen und sagte:

„Verzeihung, mein Herr, ich bitte um einige Augenblicke Gehör. Vielleicht, wenn Sie vernommen haben, was ich jenen Caballeros zu eröffnen gedenke, werden Sie Ihren Auftrag an mich für erledigt ansehen."

Der Amerikaner verbeugte sich stumm und wartete.

„Sennores," sagte er zu den städtischen Beamten gewendet, „so eben erhaltene Befehle nöthigen mich, Eure Stadt vorläufig zu verlassen; während meiner Abwesenheit lege ich die Leitung der Geschäfte in Eure Hände, in der Ueberzeugung, daß Ihr stets besonnen und im Interesse der allgemeinen Wohlfahrt handeln werdet. Hütet Euch vor Allem, treulosen Rath zu beachten, oder Euch von gewissen Leidenschaften beherrschen zu lassen, welche ich hier nicht näher bezeichnen will. Bei meiner Rückkehr, die jedenfalls bald erfolgt, werde ich von dem, was Ihr während meiner Abwesenheit gethan habt, strenge Rechenschaft fordern. Beachtet jetzt meine Worte wohl, und seid überzeugt, daß mir keine Eurer Thaten verborgen bleiben werde."

„Das ist also der Grund der Bewegung der

Truppen, General," fragte der Alkade, „die wir seit heute Morgen beobachten? Ihr geht wirklich fort?"

„Habt Ihr mich nicht gehört, Sennor?"

„Ich habe Euch allerdings gehört, General, möchte aber meinerseits in meiner Eigenschaft als städtischer Beamter fragen, mit welchem Rechte Ihr, der Militärgouverneur des Staates, einen der wichtigsten Häfen in einer so schwierigen Lage wie der gegenwärtigen, wenn die Revolution vor unseren Thoren ist, seinem Schicksale überlaßt, ohne nur einen Versuch zu unserer Vertheidigung zu machen? Heißt das als Beschützer des unglücklichen Landes handeln, wenn Ihr Euch auf solche Weise entfernt, um die Stadt nach Eurer Weise der Anarchie Preis zu geben, welche bis jetzt nur die Gegenwart Eurer Truppen, wie Ihr sehr gut wißt, verhütet hat. Wir übernehmen die Last nicht, welche Ihr uns aufzubürden gedenkt, General: wir wollen keine so schwere Verantwortlichkeit auf uns nehmen, und können die Strafe für die Fehler Anderer unmöglich tragen. Sobald der letzte mexikanische Soldat die Stadt verlassen hat, reichen wir sammt und sonders unsere Entlassung ein, indem wir kein Verlangen tragen, uns für eine Regierung zu opfern, deren Betragen gegen uns einen selbstsüchtigen Anstrich hat, und voll so kalt berechneter Grausamkeit ist! Das hatte ich Euch in meinem und meiner Collegen Namen zu sagen, General. Handelt jetzt wie

es Euch gefällt: Ihr wißt, daß Ihr auf keine Weise auf uns rechnen dürft."

„Aha, Sennores!" entgegnete der General mit gerunzelten Brauen, „ist das Euer Benehmen? Seht Euch vor! noch bin ich nicht fort, bin noch Herr von Galveston, und kann ein warnendes Beispiel statuiren, ehe ich gehe."

„Immerhin General: wir werden jede Strafe, welche Ihr uns zuerkennt, wäre es selbst der Tod, ohne Murren ertragen."

„Schon gut, mein Herr," antwortete der General mit, vor Wuth bebender Stimme, „wenn dem so ist, stelle ich es Euch frei nach den Umständen zu handeln. Vielleicht werde ich Euch aber streng zur Rechenschaft ziehen."

„Uns auf keinen Fall, Ew. Gnaden, denn Eure Abreise ist das Zeichen zu unserem Abschiede."

„Ihr seid also fest entschlossen, Euer Vaterland der Anarchie Preis zu geben?"

„Was können wir dagegen thun? welche Mittel stehen uns zu Gebote, um es zu verhindern? Nein, nein, General, uns habt Ihr keine Vorwürfe zu machen."

Der General Rubio erkannte innerlich die Richtigkeit jener Bemerkung; er war sich vollkommen bewußt, wie selbstsüchtig und berechnet grausam sein Benehmen einem Volke erscheinen mußte, daß er auf solche Weise Preis gab, ohne Schutzmittel gegen die blinde Wuth

des Pöbels. Unglücklicherweise konnte er seine Stellung nicht mehr behaupten: die Stadt konnte nicht vertheidigt werden, und er mußte fort.

Ohne dem Alkaden zu antworten, denn was hätte er ihm sagen sollen, winkte der General seinen Adjutanten ihm zu folgen und wollte das Cabildo verlassen.

„Verzeihung, General, wenn ich Euch einen Augenblick zurückhalte," sagte John Davis. „Ich möchte aber eine kurze Unterredung mit Ew. Excellenz haben, ehe Sie gehen."

„Wozu, mein Herr?" entgegnete der General barsch, „habt Ihr nicht gehört, was hier gesprochen worden ist? Kehrt zurück zu Denjenigen, welche Euch geschickt haben, und erzählt ihnen, was Ihr gesehen habt: das wird genügen."

„Indessen hätte ich gewünscht, General . . . . ." fuhr er dringender fort.

„Was?" fiel ihm der General heftig in's Wort. Ironisch fügte er dann hinzu: „Ihr wollt mir im Auftrage der Insurgenten Vorschläge machen, nicht wahr? Wißt, Herr, daß ich, geschehe was da wolle, nimmermehr mit den Rebellen unterhandeln werde. Bedankt Euch bei dem Obersten Melendez, der sich dazu verstanden hat, Euch bei mir anzumelden: ohne seine Verwendung zu Euren Gunsten hätte ich Euch, als einen Verräther am Vaterlande, am lichten Galgen aufhängen lassen. Geht, oder vielmehr, nein,"

sagte er einlenkend, „Ihr dürft nicht hier bleiben, wenn ich fort bin. Man greife den Mann,“ fügte er mit erhobener Stimme hinzu.

„Seht Euch vor, General,“ antwortete der Amerikaner. „Ich bin mit einem Auftrage hergesandt: Ihr verletzt das Völkerrecht, wenn Ihr mich verhaften laßt.“

„Was fällt Euch ein,“ entgegnete der General achselzuckend, „seid Ihr von Sinnen? Gestehe ich denen, welche Euch herschicken, etwa das Recht zu, mir Parlamentäre zuzuschicken? Vive Dios! in welcher Zeit leben wir denn, daß sich Rebellen unterfangen mit der Regierung, gegen welche sie sich aufgelehnt haben, wie mit Ihresgleichen zu verkehren? Ihr seid mein Gefangener, Herr, beruhigt Euch indessen, ich habe keineswegs die Absicht weder Euch zu mißhandeln, noch Euch lange festzuhalten. Ihr werdet uns nur nach dem Festlande begleiten, und damit gut. Dort angelangt, steht es Euch frei zu gehen, wohin es Euch beliebt. Jene Mexikaner, welche Ihr Euch gefallt in so düsteren Farben zu schildern, sind, wie Ihr seht, mein Herr, nicht halb so fürchterlich, wie Ihr sie darstellt.“

„Wir haben sowohl Eurer Gesinnung als Eurer Rechtschaffenheit stets Gerechtigkeit widerfahren lassen, General.“

„Was kümmert es mich, welche Meinung Ihr und die Eurigen von mir habt, Herr? Kommt jetzt!“

„Ich protestire gegen diese widerrechtliche Verhaftung, General."

„Wie Ihr wollt, Herr, protestirt so viel Ihr wollt, folgt mir aber!"

Es würde Thorheit gewesen sein, sich zu widersetzen, und John Davis gehorchte freiwillig.

„Meinetwegen, ich folge Euch, General," sagte er lachend. „Ich habe im Grunde keine Ursache mich zu beklagen, es ist eine ganz kluge Maßregel."

Sie gingen.

Trotz des blendenden Sonnenlichtes, das glühend über der Stadt brannte, wimmelten alle Plätze und Straßen von Leuten.

Die Menge war aber stumm und wohnte der Abfahrt der mexikanischen Truppen ruhig und gleichgültig bei.

Das Volk hatte keinen Versuch gemacht, das Spalier der aufgestellten Wachen zu durchbrechen, die am Hafen aufgestellt waren.

Als der General erschien, wich das Volk links und rechts zurück, und Viele grüßten ehrerbietig.

Wenn die Bewohner Galvestons auch die mexikanische Herrschaft haßten, ließen sie doch dem Gouverneur Gerechtigkeit widerfahren. Seine rechtschaffene und maßvolle Regierung hatte sie, während der ganzen Zeit seines Aufenthaltes unter ihnen, wirksam beschützt, und er hatte seine Gewalt nie mißbraucht um sie zu bedrücken oder zu tyrannisiren. Sie sahen die Truppen

mit Vergnügen, den General aber mit Bedauern gehen.

Der alte Soldat schritt in ruhiger Haltung weiter, unterhielt sich laut mit seinen Offizieren, erwiederte die Grüße, welche man ihm brachte, höflich und zeigte eine heitere Miene und eine feste Gelassenheit.

Bald hatte er den Hafen erreicht.

Die letzten Soldaten schifften sich auf seinen Befehl ein.

Der General blieb eine Zeit lang, ohne eine andere Waffe als seinen Säbel, fast allein unter der Menge zurück, welche ihm bis zum Hafendamme gefolgt war. Nur zwei Adjutanten standen bei ihm.

John Davis hatte schon ein Boot bestiegen, das ihn am Bord der Goëlette brachte, auf welcher der General selbst überfahren wollte.

„General," sagte einer der Adjutanten, „sämmtliche Truppen haben sich eingeschifft, und man wartet nur auf den Befehl Ew. Excellenz."

„Gut, Capitain," antwortete er.

Hierauf wandte er sich zu den Vertretern der Behörden, welche, seitdem er den Cabildo verlassen hatte, neben ihm geblieben waren.

„Lebt wohl, Sennores," sagte er, indem er seinen Hut abnahm, dessen weiße Federn auf der Erde schleppten, „lebt wohl, oder vielmehr auf Wiedersehen! Ich flehe von ganzem Herzen zu Gott, daß er Euch während meiner kurzen Abwesenheit in den Stand setze,

die Unruhe und anarchische Willkür fern zu halten, welche die Parteienwuth nur zu häufig herbeiführt. Auf Wiedersehen! Vielleicht sehen wir uns früher wieder, als Ihr meint. Viva Mexico!"

„Viva Mexico!" wiederholten die Offiziere.

Die Menge blieb stumm. Kein Schrei beantwortete den Ausruf des Generals. Er schüttelte traurig den Kopf, grüßte ein letztes Mal und stieg in das Boot das seiner harrte.

Zehn Minuten später verließ die mexikanische Flotille Galveston.

„Wann werden wir wiederkehren?" murmelte der General traurig, indem er nach der Stadt hinüberblickte, die immer entfernter herüberwinkte.

„Niemals!" raunte ihm John Davis in's Ohr, und die prophetische Stimme schnitt dem alten Soldaten tief in's Herz, und erfüllte es mit Bitterkeit.

Viertes Kapitel.

John Davis.

Das mexikanische Geschwader segelte unter günstigem Winde nach dem Festlande, wo es in sehr kurzer Zeit anlangte.

Die Brigg und die Corvette, welche unter der Batterie des Forts vor Anker lagen, machten keine Bewegung, um den General zu beunruhigen.

Die Texaner ahnten offenbar nicht, was vor sich gehe, und warteten auf die Rückkehr ihres Parlamentärs, um zu handeln.

Der Oberst Melendez hatte sich sämmtlicher leichten Fahrzeuge bemächtigt, welche im Stande waren eine Seefahrt auszuhalten, die er im Hafen von Galveston vorgefunden hatte, so daß die Behörden der Stadt, selbst, wenn sie es gewollt, kein Boot an die Texaner hätten abgehen lassen können, um sie von der unerwarteten Abreise der mexikanischen Besatzung in Kenntniß zu setzen.

Der Entschluß des Generals war so plötzlich gefaßt, und so schnell ausgeführt worden, daß die Anhänger der Freiheit, welche die Stadt besaß, da sie den Grund des Abzuges nicht kannten, kaum wußten, weder was sie mit der neuen Freiheit anfangen sollten, die man ihnen so unerwartet gewährte, noch welche Maßregeln sie treffen, und wie sie sich mit ihren Freunden verständigen sollten, deren Stellung ihnen unbekannt war.

Ein einziger Mann würde im Stande gewesen sein sie darüber aufzuklären, nämlich der Amerikaner John Davis. Der General Rubio hatte ihn aber, in der sehr richtigen Voraussicht dessen, was geschehen würde, mit sich genommen.

Die Ausschiffung der Truppen ging nach Wunsch von Statten. Der Punkt, an welchem man landete, war in den Händen der Mexikaner, welche stets eine starke Truppenabtheilung dort unterhielten, so daß die Mannschaft landen konnte, ohne den geringsten Verdacht zu erwecken, und ohne daß ihnen der leiseste Widerstand entgegengestellt wurde.

Sobald der General den Fuß auf das Festland gesetzt hatte, war es seine erste Sorge, Kundschafter nach allen Richtungen auszusenden, um sich womöglich von den Plänen des Feindes zu unterrichten, und ob er sich etwa anschicke vorzurücken.

Die Fahrzeuge, welche zum Transporte der Truppen gedient hatten, wurden bis auf Weiteres an den

Strand gezogen und zur Disposition des Generals gestellt, aus Furcht, daß die Insurgenten davon Gebrauch machen könnten.

Nur zwei Goëletten, welche mit zwei Kanonen ausgerüstet wurden, erhielten Befehl in der Bucht herumzukreuzen, und sich aller Fahrzeuge zu bemächtigen, welche die Bewohner von Galveston etwa an den Befehlshaber der texanischen Armee absenden würden.

Die Ufer des Rio-Trinidad sind reizend und voll malerischer Abwechselung, mit Rohr und Binsen bewachsen und mit Sträuchern bedeckt, in deren Aesten sich Tausende von Flamingos, Kraniche und wilde Enten lustig tummelten, und unter fröhlichem Geschnatter bald umherflogen, bald auf dem spiegelklaren Wasser herumschwammen.

Ungefähr fünf Viertel Meilen vom Meere steigen die Ufer allmählich wellenförmig bergan und bilden Anhöhen, welche mit dichtem Grase bewachsen und von riesigen Mahagonybäumen mit den länglichen Blättern, Peruanischen Palmen mit ihren rothen Früchten und Magnolien, deren große weiße Blüthen einen betäubenden Wohlgeruch verbreiten, beschattet sind. Jene Bäume sind durch ein undurchdringliches Geflechte von Lianen, die ihre schlanken Ranken nach allen Richtungen ausbreiten, mit einander verbunden, und dienen einer Unzahl von grauen und rothen Eichkätzchen als Zufluchtsort, welche man fortwährend

von Ast zu Ast hüpfen sieht, während Cardinäle und Spottvögel aus= und einfliegen und der Centonztle, die liebliche mexikanische Nachtigall, bei einbrechender Dunkelheit ihre melodischen, hellen Töne durch die Wildniß erschallen läßt.

Am Abhange eines Hügels, der sich sanft nach dem Flusse hinuntersenkt, blicken hinter Büschen und Blüthen die weißen Wände zierlicher Häuschen hervor, deren flache Dächer und grüne Läden fast den ganzen Abhang bedecken, und verstohlen hinter dem Laube hervorlauschen.

Jene, so fern von dem Geräusche der Welt erbauten, Häuschen bilden den Rancho San=Isidro.

Zum Unglück trat der General Rubio, der das Bedürfniß einer festen strategischen Stellung zur Errichtung seines Lagers empfand, plötzlich als Ruhestörer unter die friedlichen Bewohner jenes abgeschnittenen Winkelchens Erde und mahnte sie etwas unsanft an die rauhe Wirklichkeit.

In der That war es von jenem Adlerhorste aus für den General ein Leichtes, seine Colonnen nach allen Richtungen auszusenden.

Die mexikanische Regierung schlug daher sofort die Richtung nach dem Rancho San=Isidro ein, wo sie gegen Mittag anlangte.

Bei dem unerwarteten Anblicke der Soldaten erschraken die Bewohner so sehr, daß sie eiligst ihre

bewegliche Habe aufpackten und in die Ebene flüchteten, wo sie sich versteckten.

Wie sehr sich der General auch bemühte, sie in ihre Wohnungen zurückzubringen, blieben die armen Indianer taub gegen seine Vorstellungen, und mieden hartnäckig die Nähe der Soldaten.

Die Mexikaner blieben daher unumschränkte Herrn des Rancho. Sie nahmen sofort Besitz von ihrem leicht erbeuteten Eigenthume, und bald hatte das Dorf ein durchaus verändertes Ansehen angenommen.

Man schonte weder die hohen Bäume, noch die Blumen und Lianen. Noch am nämlichen Abende häufte man ungeheure Stöße ungeheurer Stämme auf, welche so lange Zeit ihren erquickenden Schatten rings umher verbreitet hatten. Selbst die Vögel wurden gezwungen, ihren Blüthenhain zu verlassen, um sich schleunigst in den nächsten Wald zu flüchten.

Nachdem man die Umgebung des Rancho auf ungefähr eine Viertelmeile gelichtet hatte, ließ der General den Raum mit festen Barrikaden umgeben, welche das friedliche Dörfchen in eine, den geringen Kräften der Insurgenten unzugängliche, Festung verwandelte.

Nur die im Innern des Rancho befindlichen Bäume wurden verschont, nicht um sich ihres Schattens zu erfreuen, sondern um den Feinde die Stärke der an jener Stelle lagernden Truppen zu verbergen.

Der General wählte das Haus des indianischen

Alkaden, welches das geräumigste und bequemste war, zu seinem Hauptquartier.

Dasselbe befand sich im Centrum des Pueblo; von seiner Azotea aus überblickte man die Gegend auf eine weite Strecke; und die Stadt und Rhede von Galveston lag deutlich vor Augen.

Die Texaner konnten keine Bewegung machen, ohne von der Schildwache, welche der General auf jenem improvisirten Observatorium aufstellen ließ, bemerkt und verrathen zu werden.

Bei Sonnenuntergang hatte man die Vorarbeiten beendet, und den Rancho vor einem etwaigen Handstreiche gesichert.

Gegen sieben Uhr Abends saß der General, nachdem er die Berichte seiner Kundschafter entgegen genommen, vor seinem Hause im Schatten eines prächtigen Magnolien=Baumes, dessen schlanke Zweige sich über seinem Kopfe wölbten. Er rauchte ein Pajillo, während er sich mit mehren seiner Offiziere unterhielt, als ein Adjutant zu ihm trat und meldete, daß derjenige, welcher ihn am Morgen als Abgesandter der Rebellen in Galveston gesprochen, dringend um die Gunst einer kurzen Unterredung bitte.

Der General schaute unmuthig drein. Er wollte die Bitte eben abschlagen, als sich der Oberst für den Abgesandten verwendete, und dem General vorstellte, daß er ihm sein Begehr nicht verweigern könne, ohne

wortbrüchig zu erscheinen, da er es ihm ja selbst versprochen habe.

„Meinetwegen, so mag er kommen!" sagte der General.

„Warum wollt Ihr Euch weigern die Vorschläge anzuhören, welche jener Mann beauftragt ist, Euch zu machen?"

„Warum muß es aber eben jetzt geschehen? Es wäre später, wenn es die Umstände dringend gefordert hätten, immer noch Zeit dazu gewesen. Die Lage ist für uns jetzt verändert; wir haben keine Vorschläge entgegen zu nehmen, sondern sind vielmehr in der Lage, selbst Bedingungen vorzuschreiben."

Er sprach jene Worte in einem Tone, welcher den Obersten zum Schweigen verwies; Letzterer verbeugte sich ehrerbietig, und entfernte sich unbemerkt aus dem Kreise der Offiziere.

Im nämlichen Augenblicke erschien John Davis in Begleitung des Adjutanten, der ihm, auf Befehl des Generals, als Vorläufer diente.

Die Miene des Amerikaners war finster, seine Stirn gerunzelt, und er begrüßte den General mit einem Griffe nach dem Hute, ohne ihn indessen abzunehmen. Hierauf richtete er sich stolz auf, und kreuzte die Arme über der Brust.

Der General musterte ihn eine Zeit lang mit verstohlener Neugierde.

„Was wollt Ihr?" fragte er ihn.

„Die Erfüllung Eures Versprechens," antwortete John Davis kurz.

„Ich verstehe Euch nicht."

„Wie, Ihr versteht mich nicht? Habt Ihr mir nicht heute Morgen, als Ihr mich wider das militärische und Völkerrecht verhaften ließt, gesagt, daß ich, sobald wir das Festland betreten haben würden, die Freiheit, die Ihr mir unter schändlicher Mißbrauchung Eurer Gewalt geraubt, sofort wieder erhalten solle?"

„Das habe ich allerdings gesagt," entgegnete der General mild.

„Nun, an die Erfüllung jenes Versprechens will ich eben mahnen. Ich sollte Euer Lager schon längst verlassen haben!"

„Habt Ihr mir nicht gesagt, daß Euch die Rebellen abgeschickt hätten, um mir gewisse Vorschläge zu machen?"

„Ja, doch habt Ihr Euch geweigert mich anzuhören."

„Weil der Augenblick zu einer solchen Mittheilung nicht günstig war: gebieterische Pflichten hinderten mich Euren Worten die Aufmerksamkeit zu widmen, welche sie ohne Zweifel verdienen."

„Also jetzt?"

„Jetzt bin ich bereit Euch anzuhören."

Der Amerikaner blickte sich im Kreise der Offiziere um.

„Hier vor der ganzen Gesellschaft?" fragte er.

„Warum nicht? Jene Caballeros gehören zum Stabe meiner Armee; sie sind bei der Sache eben so betheiligt wie ich.“

„Wohl möglich! Ich erlaube mir aber zu bemerken, General, daß unser Gespräch besser geheim bleibt.“

„Ich habe allein über die Zulässigkeit meiner Handlungen zu entscheiden, Sennor. Wenn Ihr vorzieht zu schweigen, so steht Euch das frei; wo nicht, so redet, ich höre.“

„Vor allen Dingen möchte ich über Eins im Klaren sein, General.“

„Was ist das?“

„Betrachtet Ihr mich als Abgesandten, oder nur als Euren Gefangnen?“

„Wozu die Frage, deren Zweck ich nicht begreife.“

„Bitte um Verzeihung, General, Ihr begreift denselben aber sehr wohl, eben so wie jene Caballeros. Als Euren Gefangnen könnt Ihr mich zwingen zu schweigen; als Abgesandter hingegen erfreue ich mich gewisser Vorrechte, unter deren Schutze ich ungestraft offen und ohne Umschweife reden kann, ohne daß Jemand befugt wäre, mich zur Ruhe zu verweisen, so lange ich die Grenzen meines Auftrages nicht überschreite. Das ist der Grund, weshalb ich vor allen Dingen zu wissen verlange, in welcher Eigenschaft ich vor Euch stehe.“

„So viel ich weiß, hat sich in Eurer Lage nichts geändert: Ihr seid der Abgesandte der Rebellen.“

„Ihr erkennt es also jetzt an?"

„Ich habe es stets erkannt."

„Warum habt Ihr denn meine persönliche Freiheit angetastet?"

„Ihr springt von Eurem Gegenstande ab: ich habe Euch eben auseinandergesetzt, weshalb ich, der ich Euch heute Morgen nicht anhören konnte, zu meinem großen Bedauern genöthigt war, unsere Unterredung auf einen günstigeren Moment zu verschieben, das ist Alles."

„Gut, ich will es gelten lassen. Les't gefälligst diesen Brief, General," fügte er hinzu, indem ein umfangreiches Couvert aus der Brusttasche zog, welches er Letzterem, auf sein Verlangen, überreichte.

Die Nacht war längst angebrochen, zwei Soldaten brachten daher ein Paar Kerzen von Ocote-Holz herbei, welche die Offiziere anzündeten.

Der General erbrach den Brief und durchlas ihn beim röthlichen Scheine der Fackeln aufmerksam; als er geendet hatte, faltete er das Papier gedankenvoll zusammen und steckte es in seine Uniform.

Es folgte eine Pause.

Endlich ergriff der General das Wort:

„Wer hat Euch den Brief übergeben?" fragte er.

„Habt Ihr die Unterschrift nicht gelesen?"

„Er kann sich einer Mittelsperson bedient haben."

„Das ist mir gegenüber nicht nöthig."

„Er ist also hier?"

„Ich bin nicht beauftragt, Euch Auskunft über denjenigen zu geben, der mich schickt, sondern nur den Inhalt seines Briefes mit Euch zu besprechen."

Der General fuhr zornig auf.

„Antwortet auf die Fragen, Sennor, welche ich Euch die Ehre erweise an Euch zu richten," entgegnete er, „sonst dürftet Ihr es zu bereuen haben!"

„Wozu die Drohungen, General? Ihr richtet damit nichts bei mir aus," entgegnete er in ernstem Tone.

„In dem Falle hört mich aufmerksam an und erwägt Eure Antwort wohl, ehe Ihr den Mund aufthut, um zu sprechen."

„Redet, General."

„Ihr werdet auf der Stelle, versteht Ihr Sennor, auf der Stelle, gestehen, wo sich der Mann aufhält, der Euch diesen Brief übergeben hat, sonst . . ."

„Sonst?" wiederholte der Amerikaner spöttisch.

„Laß ich Euch ohne Umstände an dem Hauptaste des Baumes, neben welchem Ihr steht, aufknüpfen."

„Ihr Mexikaner habt, auf Ehre, eine seltsame Art mit den Abgesandten zu verfahren."

„Ich gestehe einem, wegen seiner Verbrechen gerichteten Elenden, auf dessen Haupt mit Recht ein Preis gestellt worden, nicht das Recht zu, mir Gesandte zu schicken, und mit mir zu verkehren wie mit seines Gleichen."

„Derjenige, welchen Ihr vergebens bemüht seid

zu brandmarken, ist ein Ehrenmann, wie Euch so gut wie Jedem Anderen bekannt ist. Da sich aber alle Hochmüthigen gegen die Dankbarkeit wehren, könnt auch Ihr dem bewußten Manne nicht verzeihen, Euch nicht nur das Leben sondern die Ehre gerettet zu haben."

John Davis hätte noch lange fortsprechen können, denn der General starrte ihn todtenblaß und vergeblich gegen eine Aufregung kämpfend, die in seinem Innern tobte und seine Züge verzerrte, sprachlos an.

Der Oberst Melendez war allmählich wieder näher getreten. Seit einiger Zeit lauschte er dem Wortwechsel der Beiden mit steigendem Zorne; als er es endlich für nöthig erachtete, dazwischen zu treten, ehe die Erbitterung so weit gestiegen war, daß jede Verständigung unmöglich wurde, trat er zu John Davis, legte die Hand auf seine Schulter und sagte:

„Schweigt! Denn Ihr befindet Euch in der Höhle des Löwen, hütet Euch, daß er Euch nicht zerfleische."

„In der Gewalt des Tigers, Oberst Melendez, wollt Ihr sagen!" entgegnete er heftig. „Wie? soll ich ruhig zuhören, wenn das edelste Herz, der größte Mann, der treuste und aufrichtigste Patriot geschmähet wird, ohne zu versuchen, ihn zu vertheidigen und den schändlichen Verläumder zur Ruhe zu verweisen? Das wäre eine Nichtswürdigkeit, Oberst! Und Ihr kennt mich genug, um zu wissen, daß mich keine persönliche Rücksicht zu bestimmen vermag, eine solche zu begehn."

„Genug!“ fiel ihm der General mit Donnerstimme in's Wort. „Der Mann hat Recht, und ich habe mich von schmerzlichen Erinnerungen beherrscht, zu Worten hinreißen lassen, welche ich jetzt aufrichtig beklage. Reden wir nicht mehr davon.“

John Davis verbeugte sich höflich.

„General,“ sagte er in ehrerbietigem Tone, „ich danke Euch für Euren Widerruf; ich durfte von Eurer Rechtschaffenheit nichts Geringeres erwarten.“

Der General antwortete nicht, sondern schritt in heftiger Bewegung auf und ab.

Die über den seltsamen Auftritt verwunderten Offiziere, welche von alledem nichts verstanden, warfen sich verstohlen besorgte Blicke zu.

Der General trat zu John Davis, blieb vor ihm stehen und sagte in dumpfem, abgerissenen Tone:

„Meister John Davis, Ihr habt ein starkes Herz und eine rücksichtslose Sprache! Genug für jetzt; kehrt zu demjenigen zurück, der Euch geschickt hat und sagt ihm folgendes: der General Don José Maria Rubio will sich unter keiner Bedingung dazu verstehn mit Euch zu unterhandeln; er haßt Euch persönlich und will Euch nicht anders als mit dem Degen in der Hand gegenüber treten. Es kann zwischen ihm und Euch nicht eher eine politische Frage erörtert werden, bis Ihr Euch dazu verstanden habt, ihm die Genugthuung zu geben, welche er fordert. Merkt Euch

meine Worte genau, Sennor, damit Ihr sie der bewußten Person buchstäblich ausrichten könnt."

„Ich werde sie buchstäblich wiederholen."

„Gut. Geht jetzt! Wir haben einander nichts mehr zu sagen! — Oberst Melendez, laßt dem Caballero gefälligst ein Pferd vorführen und begleitet ihn bis zu den Vorposten."

„Noch ein Wort General."

„Sprecht."

„Auf welche Weise soll ich Euch die Antwort der bewußten Person zukommen lassen?"

„Bringt mir sie selbst, wenn Ihr nicht fürchtet mein Lager zum zweiten Male zu betreten."

„Ihr wißt wohl, daß ich nichts fürchte, General. Ich werde Euch die Antwort bringen."

„Ich wünsche es, lebt wohl!"

„Lebt wohl!" antwortete der Amerikaner.

Hierauf grüßte er die Anwesenden und entfernte sich in Begleitung des Obersten.

„Ihr spieltet ein verwegenes Spiel, Meister Davis," sagte Letzterer, als sie sich einige Schritte entfernt hatten; „der General wäre im Stande gewesen Euch erhängen zu lassen."

Der Amerikaner zuckte die Achseln.

„Das hätte er nicht gewagt," antwortete er geringschätzig.

„Oho! und warum nicht, wenn ich bitten darf."

„Was kümmert es Euch, Oberst? Jetzt bin ich frei."

„Allerdings."

„Das mag Euch genügen und Euch als Beweis dienen, daß ich mich nicht irre;" der Oberst führte den Amerikaner nach dem Hause, welches er bewohnte und bat ihn einzutreten, während das Pferd gesattelt wurde.

„Ich bitte Euch, Meister John Davis," sagte er, „unter jenen Waffen, für deren Güte ich stehe, diejenigen auszuwählen, welche Euch zusagen."

„Warum das?" antwortete Jener.

„Nun, da Ihr bei Nacht reisen werdet, kann man nicht wissen, was geschieht und ich halte es unter solchen Umständen für gerathen, sich vorzusehen."

Die beiden Männer wechselten einen Blick; sie hatten sich verstanden.

„Ihr habt Recht, Oberst," sagte der Amerikaner in nachlässigem Tone, „es ist gut, daß Ihr mich daran erinnert, wie unsicher die Strecken sind. Ich werde, da Ihr mir es erlaubt, diese Pistolen, den Rifle, das Machete und das Messer nehmen."

„Wie es beliebt. Verseht Euch aber auch mit Munition, sonst dürften Euch die Schießgewehre nicht viel nützen."

„Ihr denkt an Alles, Oberst. Ihr seid bei Gott ein liebenswürdiger Mann," fügte er hinzu, indem er seine Pistolen und seinen Rifle sorgfältig lud, und

ein Pulverhorn, nebst einem Beutel mit Kugeln an seinem Gürtel befestigte.

„Ihr seid zu gütig, Meister John Davis, ich thue nur, was Ihr in gleicher Lage an meiner Stelle ebenfalls thun würdet.“

„Zugestanden, doch thut Ihr es mit einer Freundlichkeit, die mich beschämt.“

„Genug der Complimente, ich bitte. Hier kommt mein Assistent mit Eurem Pferd.“

„Er führt aber ein zweites am Zügel, solltet Ihr die Absicht haben mir über die Vorposten hinaus das Geleit zu geben?“

„Nur noch wenige Schritte, wenn Euch meine Gesellschaft nicht lästig ist.“

„Ich würde mich stets glücklich schätzen, Oberst, einen solchen Gefährten zu haben wie Ihr.“

Jene Worte wurden im Tone der ausgesuchtesten Höflichkeit gesprochen, in welchem indessen ein Anflug beißenden Hohnes durchblickte.

Die beiden Männer verließen das Haus und stiegen auf's Pferd.

Die Nacht war lau und klar. Die Himmelskuppel war von tausend Sternen übersäet, die wie Diamanten blitzten; der Mond warf sein bleiches phantastisches Licht hell auf die Gegend. Der leise Abendwind flüsterte geheimnißvoll in den belaubten Gipfeln der Bäume und kräuselte die silbernen Fluthen des Rio=

Trinidad, dessen Wellen sanft klagend an's Gestade schlugen.

Die beiden Männer ritten nebeneinander und passirten die Posten ungehindert, die auf einen Wink des Obersten ehrerbietig zur Seite traten.

Bald waren sie den Abhang hinuntergeritten, hatten sämmtliche Wachposten hinter sich und befanden sich auf freiem Felde.

Beide waren in ihre Gedanken vertieft und überließen sich dem stillen Reize des Abends, ohne daß Einer an den Anderen zu denken schien.

Sie ritten ungefähr noch eine Stunde weiter, bis sie an eine Stelle des Wegs kamen, wo sich derselbe in zwei Theile trennte und eine Art Gabel bildete, an deren Schluß sich ein Kreuz von düsterer Bedeutung erhob, welches wahrscheinlich als Gedenkstein eines vor Zeiten an dem einsamen Orte begangnen Mordes errichtet worden.

Die Pferde blieben beide wie auf ein gegebenes Zeichen stehen, streckten den Kopf vor, legten die Ohren zurück und schnauften laut.

Die beiden Reiter wurden dadurch aus ihren Träumereien gerissen und richteten sich im Sattel auf, um einen forschenden Blick um sich zu werfen.

Kein Laut verrieth menschliche Nähe, rings umher herrschte so tiefe ununterbrochene Stille, wie in den ersten Tagen der Schöpfung.

„Denket Ihr, mir das Vergnügen Eurer liebens-

würdigen Gesellschaft noch länger zu gewähren, lieber Oberst?" fragte der Amerikaner.

„Nein," antwortete der junge Mann fest. „Ich gehe nur bis hierher."

„So," entgegnete John Davis mit scheinbarem Bedauern, „wir trennen uns also schon?"

„O nein," antwortete der Oberst, „noch nicht."

„Aber, trotz des Vergnügens was es mir gewähren würde, länger in Eurer Gesellschaft zu weilen, bin ich gezwungen meine Reise fortzusetzen."

„Ihr werdet mir gewiß noch einige Augenblicke gönnen, Meister John Davis," antwortete er mit Beziehung, indem er jede Silbe betonte.

„Einige Augenblicke gern, aber nicht länger, nicht wahr? denn ich habe einen weiten Weg und so glücklich mich auch Eure Nähe macht . . ."

„Ihr sollt allein entscheiden," fiel ihm der Oberst in's Wort, „wie lange wir noch beisammen bleiben werden."

„Das ist außerordentlich höflich."

„Habt Ihr die letzte Unterredung vergessen, Meister John Davis, welche wir mit einander hatten?"

„Ihr solltet mich genug kennen, lieber Oberst, um zu wissen, daß ich nur das vergesse, was man mir nicht erlaubt zu behalten."

„Das heißt?"

„Daß ich mich der Unterredung, auf welche Ihr anspielt, sehr gut entsinne."

„Desto besser! Die Treue Eures Gedächtnisses erspart mir die Hälfte der Mühe, und wir werden uns um so leichter verständigen."

„Das glaube ich auch."

„Findet Ihr nicht gegenwärtigen Ort ganz passend für unsern Zweck?"

„Ich finde ihn entzückend."

„So wollen wir, wenn es gefällig ist, absteigen."

„Ich stehe zu Befehl. Nichts ist mir verhaßter, als ein langes Gespräch zu Pferde."

Sie stiegen ab und banden ihre Pferde an.

„Nehmet Ihr Eueren Rifle?" fragte der Amerikaner.

„Ja. Seid Ihr damit einverstanden?"

„Gewiß. Wir wollen also eine Jagd auf den Anstand machen?"

„Allerdings! Mit dem einzigen Unterschiede, daß es eine Menschenjagd sein wird."

„Das wird das Interesse der Sache bedeutend erhöhen."

„Man muß gestehen, daß Ihr ein liebenswürdiger Gesellschafter seid, Meister Davis."

„Es geht mir einmal so, Oberst, daß ich meinen Freunden nichts abzuschlagen vermag."

„Wie stellen wir uns auf?"

„Ich verlasse mich deshalb vollkommen auf Euch."

„Seht! Zu beiden Seiten der Straße stehen Büsche, welche unsrem Zweck vollständig entsprechen."

„In der That, das ist seltsam! Ein Jeder von uns postirt sich also hinter einem jener Büsche, dann zählen wir zehn und drücken ab.“

„Sehr wohl! Wie aber, wenn wir fehlen? Obwohl ich sehr gut weiß, daß wir Beide treffliche Schützen sind und der Fall daher fast unmöglich scheint, muß er doch bedacht werden.“

„Nichts einfacher als das; dann greifen wir zu dem Machete und stürmen aufeinander ein.“

„Abgemacht! Ach, noch ein Wort; einer von uns beiden muß auf dem Platze bleiben, nicht wahr?“

„Das scheint mir allerdings nothwendig, was würde uns sonst der Zweikampf nützen?“

„Ganz recht. Gebt mir aber ein Versprechen.“

„Welches?“

„Der Ueberlebende wird den Todten in den Fluß werfen.“

„Hm! Es liegt Euch also sehr am Herzen, mir den Garaus zu machen?“

„Ihr werdet es, wie ich glaube, begreiflich finden.“

„Allerdings. Abgemacht also!

„Dank!“

Die beiden Männer grüßten sich hierauf und entfernten sich in entgegengesetzter Richtung, um sich auf den Anstand zu stellen.

Die Entfernung zwischen ihnen betrug ungefähr siebenzig Schritt.

Nach Verlauf weniger Augenblicke knallte ein Dop-

pelschuß und hallte wie ein Donnerschlag an den Ufern des Flusses wieder.

Hierauf griffen beide Gegner zu dem Machete und fielen über einander her. Sie trafen ungefähr in der Mitte der Gabel zusammen und griffen sich, ohne ein Wort zu sagen, mit Erbitterung an.

Der Kampf währte bereits geraume Zeit und drohte sich noch länger hinaus zu spinnen, ohne dem Einen oder dem Anderen der beiden Kämpfer einen wesentlichen Vortheil zu gewähren, denn ihre Kräfte waren sich so ziemlich gleich, als plötzlich mehrere Männer auftraten, welche auf die Kämpfer zielten und ihnen befahlen, die Waffen sofort zu strecken.

Beide wichen einen Schritt zurück und warteten.

„Haltet ein!" rief ihnen der Mann entgegen, welcher der Führer der Truppe zu sein schien. „Ihr, John Davis, steigt aufs Pferd und entfernt Euch."

„Mit welchem Rechte ertheilt Ihr mir Befehle?" rief der Amerikaner zornig aus.

„Mit dem Rechte des Stärkern," entgegnete der Anführer. „Geht, wenn Ihr nicht ein Unglück herbei führen wollt!"

John Davis blickte sich um. Jeder Widerstand war unmöglich. Was konnte er übrigens allein ohne andere Waffe als seinen Säbel, gegen zwanzig Männer ausrichten? Der Amerikaner murmelte einen Fluch und stieg wieder auf's Pferd. Plötzlich besann er sich und sagte:

„Wer seid Ihr, der Ihr Euch untersteht, mir Befehle zu diktiren?“

„Wollt Ihr es wissen?“

„Ja.“

„Wohlan, ich bin ein Mann, welchen Ihr und der Oberst Melendez tödtlich beleidigt habt; ich bin der Mönch Antonio!“

Bei diesem Namen konnten sich die beiden Gegner eines geheimen Schauders nicht erwehren; wahrscheinlich sollte sich der Mönch jetzt, wo sie ihrerseits in seiner Gewalt waren, glänzend rächen.

Fünftes Kapitel.

Vor der Schlacht.

John Davis faßte sich bald.

„Aha!“ sagte er, „seid Ihr es, Freund? Ihr wundert Euch wohl, mich hier zu treffen?“

„Keineswegs! Ihr seid, meiner Ansicht nach, überall an Eurem Platze, wo es auf einen Schurkenstreich abgesehen ist; mithin ist nichts natürlicher, als daß wir Euch hier sehen.“

„Ihr thut Unrecht, John Davis, Eure Schwäche dazu zu mißbrauchen, Menschen zu schmähen, deren Absichten Ihr noch nicht kennt.“

„Nun, dieselben kommen mir gegenwärtig ziemlich unzweideutig vor. Dennoch könntet Ihr Euch irren.“

„Das glaube ich kaum! Ich werde der Sache übrigens bald auf den Grund gehen.“

„Was thut Ihr?“

„Ich steige, wie Ihr seht, vom Pferde.“

Der Amerikaner stieg in der That ab, langte seine

Pistolen aus den Satteltaschen und schritt mit der heitersten Miene auf den Mönch zu.

„Warum entfernt Ihr Euch nicht, wie ich es Euch gerathen habe?“ fragte Fray Antonio.

„Aus zwei Ursachen, mein bester Sennor. Erstlich habt Ihr mir weder Befehle noch Rathschläge zu ertheilen; zweitens ist es mir nicht unwillkommen, dem Bubenstreiche beizuwohnen, den Ihr wahrscheinlich im Schilde führt.“

„Eure Absicht ist also?“

„Meinen Freund zu vertheidigen, bei Gott!“ rief der Amerikaner feurig aus.

„Was, Euren Freund?“ entgegnete der Mönch verwundert; „noch vor einem Augenblicke habt Ihr ihm nach dem Leben getrachtet?“

„Lieber Sennor,“ antwortete John Davis ironisch, „es giebt gewisse Feinheiten der Unterhaltung, deren Sinn Euch wahrscheinlich stets entgehen wird. Versteht mich recht; wenn ich auch gesonnen bin, den Herrn zu tödten, werde ich doch nimmermehr zugeben, daß man ihn ermorde; das scheint mir, beim Teufel, klar.“

Fray Antonio lachte.

„Ein sonderbarer Mann!“ sagte er.

„Nicht wahr?“ Hierauf wandte er sich zu seinem Gegner, der gelassen dabei stand und sagte:

„Lieber Oberst; wir werden später die interessante Unterhaltung wieder aufnehmen, welche der würdige

Pater so zur Unzeit unterbrochen hat. Erlaubt mir für jetzt, Euch eine der Pistolen zurückzugeben, welche Ihr mir so großmüthig geliehen habt. Es unterliegt keinem Zweifel, daß uns die Buben umbringen werden, doch werden wir vorher wenigstens das Vergnügen haben, davon drei oder vier in den Sand zu strecken."

„Dank, John Davis," antwortete der Oberst; „ich habe nichts Geringeres von Euch erwartet. Ich nehme Euer Anerbieten so dankbar an, als es mir freundlich gemacht worden." Er nahm jetzt die Pistole und lud sie.

Der Amerikaner stellte sich neben ihn, grüßte die Unbekannten mit spöttischer Höflichkeit und sagte:

„Sennores, Ihr könnt uns anfallen, wenn es Euch beliebt, wir sind bereit, dem Angriffe wacker zu begegnen."

„Sagt einmal," entgegnete Fray Antonio, „sprecht Ihr im Ernste?"

„Wie, ob wir ernstlich sprechen? Die Frage scheint mir naiv: findet Ihr etwa, daß sich Zeit und Ort zu einem Scherze eignen?"

Der Mönch zuckte die Achseln, wandte sich zu den Männern, die ihn begleiteten, und sagte:

„Geht. In einer Stunde treffe ich Euch an dem bewußten Orte."

Die Unbekannten nickten bejahend und verschwanden sofort unter den Bäumen und im Gebüsche.

Jetzt warf der Mönch seine Waffen auf die Erde, trat dicht an die beiden Männer heran und sagte:

„Fürchtet Ihr Euch immer noch? Jetzt bin ich in Eurer Gewalt!“

„Was soll das Alles bedeuten?“ sagte John Davis, indem er seine Pistolen entlud.

„Wenn Ihr, statt mich für einen Banditen zu halten, wie Ihr es gethan habt, Euch die Mühe gegeben hättet, zu überlegen, so würdet Ihr eingesehen haben, daß ich keine andere Absicht hatte, als der Erneuerung eines Kampfes entgegenzutreten, der durch meine Ankunft glücklicher Weise unterbrochen worden war.“

„Wie kommt es aber, daß Ihr wie gerufen hier erscheint?“

„Das ist reiner Zufall. Unser kommandirender General hat mir aufgetragen, die Bewegungen des Feindes zu beobachten; ich hatte mich daher auf den beiden Straßen postirt, um alle Späher abzufangen, welche sich hierher wagen würden.“

„Ihr hegt also keinen Groll mehr, weder gegen den Obersten noch gegen mich?“

„Vielleicht doch,“ antwortete er zögernd, „es ist mir nicht ganz entfallen, wie schändlich man mir mitgespielt hat; ich habe aber wenigstens auf die Rache verzichtet.“

John Davis bedachte sich einige Zeit, reichte ihm dann die Hand und sagte:

„Ihr seid ein wackerer Mönch! Ich sehe, daß Ihr dem Vorsatz, Euch zu bessern, treu geblieben seid und ich bedaure, was ich gethan habe.“

„Ich schließe mich der Erklärung meines Freundes an,“ fügte der Oberst hinzu, „und versichere, daß ich weit entfernt war, ein so großmüthiges Benehmen von Euch zu erwarten.“

„Jetzt bitte ich um ein Wort, Sennores.“

„Redet,“ antworteten sie, „wir hören.“

„Versprecht mir, den ruchlosen Zweikampf nicht wieder aufzunehmen, und Eurem Hasse zu entsagen, wie ich es gethan habe.“

Die beiden Männer reichten einander, statt der Antwort, einmüthig die Hand.

„Gut!“ fuhr Antonio fort, „ich freue mich, Euch also handeln zu sehen. Jetzt wollen wir uns trennen. Ihr, Oberst, steigt aufs Pferd und kehrt nach dem Lager zurück. Ihr aber, John Davis, werdet mir folgen, Eure lange Abwesenheit hat Besorgniß erweckt, die Eure Gegenwart wahrscheinlich verscheuchen wird. Ich hatte Befehl, wo möglich Erkundigungen über Euch einzuziehen.“

„Auf Wiedersehen!“ sagte der Oberst; „vergeßt Sennor Davis, was sich im Anfange unserer Begegnung zugetragen hat, und erinnert Euch nur der Gesinnung, mit welcher wir uns trennen.“

„Möchten wir uns unter günstigeren Umständen wiedersehen, Oberst, und unter Verhältnissen, welche

mir gestatten, Euch die Anerkennung auszudrücken, welche ich Eurem biederen, offenem Charakter zolle."

Nach einigen letzten Abschiedsworten und einem herzlichen Händedrucke trennten sich die drei Männer. Der Oberst Melendez sprengte mit verhängtem Zügel nach seinem Rancho zurück, während sich John Davis und der Mönch nicht minder rasch in entgegengesetzter Richtung entfernten.

Es war ohngefähr Mitternacht, als der Oberst die Vorposten erreichte. Ein Adjutant des Generals erwartete ihn daselbst.

Im Rancho schien eine gewisse Aufregung zu herrschen; die Soldaten schliefen nicht, wie man es zu der späten Stunde hätte erwarten sollen, sondern durchstreiften die Gassen in großer Anzahl; Officiere eilten mit geschäftiger Hast vorüber, kurz allenthalben herrschte das regste Leben.

„Was geht denn vor, Kapitain Guttierez?" fragte der Oberst einen Adjutanten.

„Das wird Euch der General selbst mittheilen, Oberst," antwortete der Offizier, „denn er erwartet Euch mit Ungeduld, und hat schon mehrere Male nach Euch gefragt."

„Oho! so ist etwas vorgefallen?"

„Ich glaube es."

Der Oberst gab seinem Pferde die Sporen und hatte bald die Wohnung des Generals erreicht.

Im Hause herrschte ein lebhaftes Treiben und die Räume desselben waren hell erleuchtet.

Sobald der General den jungen Mann erblickte, verließ er die Offiziere, mit welchen er sprach, und kam ihm rasch entgegen.

„Da seid Ihr endlich," sagte er, „ich habe Euch mit Ungeduld erwartet."

„Was ist denn geschehen?" fragte der Oberst, der sich über einen so warmen Empfang wunderte, den er weit entfernt gewesen, zu erwarten, und sich das Treiben in dem Lager, was er so still verlassen hatte, nicht erklären konnte.

„Ihr sollt es erfahren, Sennores," sagte der General, zu den anwesenden Offizieren gewendet; „ich bitte, mich hier zu erwarten, ich werde augenblicklich wieder da sein. Folgt mir, Oberst."

Don Juan verbeugte sich und folgte ihm in das anstoßende Zimmer, dessen Thüre der General hinter ihm schloß.

Kaum waren sie allein, so faßte der General den jungen Mann freundschaftlich bei der Hand, blickte ihn mit einem scharfen Blicke an, der auf dem Grunde seines Herzens lesen zu wollen schien, und sagte:

„Wir haben während Eurer Abwesenheit den Besuch eines Eurer Freunde hier empfangen."

„Einer meiner Freunde?" wiederholte der junge Mann.

„Oder wenigstens eines Mannes, der sich dafür ausgiebt,“ fuhr der General fort.

„Es ist mir hier zu Lande nur ein Mann bekannt,“ antwortete der Oberst mit Festigkeit, der, trotzdem wir verschiedenen Richtungen folgen, diesen Namen mit Recht verdient.“

„Und jener Mann heißt? . . . .

„Der Jaguar.“

„Liebt Ihr ihn?“

„Ja.“

„Er ist aber ein Bandit.“

„Mag sein, daß er Euch von Eurem Standpunkte aus, General, als ein solcher erscheint. Ich will es weder tadeln noch darüber richten; ich liebe ihn, denn er hat mir das Leben gerettet.“

„Trotzdem kämpft Ihr wider ihn?“

„Gewiß, da uns der Zufall einander feindlich gegenüber gestellt, dient jeder der Sache, die er für die Würdigste hält. Wenn wir aber beide von der Pflicht absehen, die uns trennt, sind wir uns um so tiefer bewußt, daß unsre Herzen verbunden sind.“

„Ich will Euch keineswegs tadeln, mein Freund; unsre Neigungen sind stets unabhängig von unsrer politischen Richtung. Kehren wir aber zu dem Gegenstande zurück, der gegenwärtig der wichtigste für uns ist. Es hat sich, wie gesagt, während Eurer Abwesenheit ein Mann unter dem Vorwande, Euer Freund zu sein, an die Vorposten gewendet.“

„Das ist sonderbar," murmelte der Oberst nachdenklich; „hat er seinen Namen nicht genannt?"

„Gewiß, sonst würde ich ihn nicht angenommen haben. Er befindet sich übrigens hier im Hause in einem Zimmer, wo ich ihn gebeten habe, Eurer Rückkehr zu harren."

„Aber sein Name, lieber General?"

„Er heißt Felix Paz."

„Ach!" rief der Oberst lebhaft aus, „der Mann hat wahr gesprochen, General, er ist in der That einer meiner theuersten Freunde."

„Wir können uns also . . ."

„Vollständig und unbedingt auf ihn verlassen, General. Ich stehe mit meinem Kopfe für ihn," fiel ihm der junge Offizier feurig ins Wort.

„Was Ihr mir sagt, freut mich um so mehr," fuhr der General fort, „als der Mann versichert, Mittel in Händen zu haben, vermöge welcher wir die Rebellen gründlich aufs Haupt schlagen könnten."

„Wenn er es versprochen hat, General, wird er sein Wort jedenfalls halten, Ihr habt wahrscheinlich ein ernstes Gespräch mit ihm gehabt?"

„Keineswegs. Ihr werdet begreifen, lieber Freund, daß ich den Mann nicht anhören wollte, ehe ich mit Euch gesprochen hatte, indem derselbe eben so gut ein feindlicher Spion sein konnte."

„Sehr richtig bemerkt; und was denkt Ihr jetzt zu thun?"

„Ihn anhören. Er hat mir bereits genug gesagt, damit ich Alles vorbereiten konnte, um auf den ersten Wink thätig einzuschreiten. Auf solche Weise ist keine Zeit verloren worden."

„Sehr wohl; wir müssen ihn alle hören."

Der General schlug in die Hände, worauf ein Adjutant eintrat.

„Bittet Don Felix herüber zu kommen, Kapitain," sagte der General.

Fünf Minuten später trat der frühere Majordomo der Hacienda del Mezquite in das Zimmer der beiden Offiziere.

„Verzeiht mir Caballero", sagte der General, indem er ihm höflich entgegen ging, „daß ich Euch etwas kalt empfangen habe; wir leben leider in einer Zeit, wo man Freund und Feind so schwer unterscheiden kann, daß man häufig gegen seinen Willen in die Lage kommt, sich zu irren und die einen mit den andern zu verwechseln."

„Es bedarf mir gegenüber keiner Entschuldigung, General," antwortete Don Felix. „Ich war auf die Begegnung, welche mir geworden, gefaßt, als ich mich bei den Vorposten meldete."

Der Oberst drückte die Hand seines Freundes herzlich. Unter Männern ihres Schlages bedurfte es keiner längern Erklärung, denn sie verstanden sich auf das erste Wort.

Sie unterhielten sich lange, und erst zu einer vor=

gerückten Stunde der Nacht — oder vielmehr bereits gegen Morgen, denn es schlug eben 4 Uhr — öffnete der General die Thüre des Zimmers, in welchem sie eingeschlossen saßen und begleitete sie unter halblauten Gesprächen bis an den Saguan des Hauses.

Was war während des langen Gespräches verhandelt worden? Niemand hat es je erfahren.

Von den gemeinschaftlich beschlossenen Maßregeln drang keine Kunde nach außen.

Die Offiziere und Soldaten empfanden die lebhafteste Neugierde, welche noch lebhafter wurde, als der General den Befehl ertheilte, das Lager aufzuheben. Der Oberst hatte Don Felix bis an die äußerste Linie der Vorposten zurück begleitet.

Dort trennten sich die beiden Männer mit einem herzlichen Händedruck und dem einzigen Wort:

„Auf Wiedersehen!"

Hierauf ritt der Oberst im Galopp nach seinem Quartiere, während sich Don Felix mit verhängtem Zügel in den Wald vertiefte.

Sobald der Oberst zurückgekehrt war, ließ er sofort zum Aufbruche blasen und ohne fernere Befehle abzuwarten, stellte er sich an die Spitze der fünfhundert Reiter, welche er befehligte und verließ den Rancho.

Es war ungefähr um fünf Uhr Morgens, die Sonne stieg hinter purpurrothen Wolken golden auf, und Alles schien einen schönen Tag zu versprechen.

Der General stand auf seinem Observatorium und

beobachtete mit seinem Fernglase aufmerksam die Bewegungen des Obersten, der in weniger als einer Viertelstunde nicht nur den Abhang hinuntergeritten, sondern auch über einen zwar unbekannten, aber ziemlich breiten Nebenfluß des Trinidad gesetzt war, ohne auf das kleinste Hinderniß zu stoßen.

Der General folgte ängstlich dem stets so gefährlichen Uebergange einer bewaffneten Truppe über einen Fluß. Er sah, wie sich die Soldaten in dichtgeschlossenen Reihen aufstellten; hierauf entwickelte sich auf einen Wink des Anführers die Colonne wie die Ringel einer Schlange, trat in das Wasser und gelangte, indem sie die ziemlich starke Strömung in schräger Richtung durchschnitt, binnen wenigen Minuten an das jenseitige Ufer, wo sich die Truppe nach der ersten unvermeidlichen Verwirrung wieder ordnete und einem Walde zuschritt, in welchem sie bald vollständig verschwand.

Sobald der letzte Lanzero verschwunden war und die Gegend wieder einsam dalag, schob der General sein Fernrohr wieder zusammen und verließ sein Observatorium, wie es schien, in ernsten Gedanken.

Die Besatzung von Galveston bestand, wie wir früher erwähnt haben, aus neunhundert Mann; jene Zahl war durch die Zusammenziehung verschiedener kleiner an der Küste als Beobachtungskorps aufgestellter Posten auf ziemlich vierzehnhundert gestiegen.

Der Oberst Melendez hatte fünfhundert Reiter mit sich genommen; der General ließ zweihundert und

fünfzig Mann unter dem Befehle eines wackern und bewährten Offiziers im Rancho zurück, welchen er als wichtige strategische Stellung um jeden Preis gesichert wissen wollte; er verfügte mithin über sechshundertfünfzig Mann nebst vier Stück Berghaubitzen.

Wie gering eine solche Zahl auch erscheinen mag, war sie, trotz des geringschätzigen Lächelns, mit der die Europäer davon hören werden, welche an den Zusammenstoß großer Truppenmassen gewöhnt sind, mehr als hinreichend für das Land.

Die texanische Armee zählte allerdings ziemlich viertausend Mann, welche aber größtentheils mangelhaft bewaffnete Bauern waren, die in der Handhabung der kriegerischen Werkzeuge, die ihnen die Revolution aufgedrungen, wenig geschickt und nicht im Stande waren, den Zusammenstoß auf freiem Felde mit einer gut eingerückten Truppe auszuhalten. Trotz der geringeren Zahl seiner Leute müssen wir gestehen, daß der General Rubio stark auf die militärische Bildung und Mannszucht seiner Soldaten rechnete, um jene Truppe zu schlagen, die viel mehr durch ihre Zahl als durch eine andre Eigenschaft imponirte.

Der Abmarsch vom Rancho erfolgte in der besten Ordnung.

Der General hatte befohlen, daß die Bagagen zurück bleiben sollten, um den Marsch der Armee nicht aufzuhalten.

Jeder Reiter nahm, der amerikanischen Sitte ge=

mäß, die man in Europa mit Unrecht gering achtet, einen Fußsoldaten hinter sich aufs Pferd, wodurch die Schnelligkeit des Fortkommens verdoppelt wurde.

Die zahlreichen Spione und Kundschafter, die nach allen Seiten ausgesandt wurden, meldeten, daß die Armee der Insurgenten in zwei Colonnen anrücke, um sich der Mündung des Rio Trinidad zu bemächtigen und den Zugang zu Galveston abzuschneiden, welche Bewegung um jeden Preis verhindert werden mußte; denn wenn dieselbe gelang, konnten die Insurgenten die Bewegungen der Flotte, deren sie sich so keck bemächtigt hatten, mit denen der Armee vereinigen und beherrschten dann eine so bedeutende Strecke, daß es den Mexikanern wahrscheinlich nicht möglich sein würde, sie ihnen wieder zu entreißen.

Auf der andern Seite hatte der General Rubio die Nachricht erhalten, daß der Präsident der Republik, General Santa Anna, an der Spitze von zwölfhundert Mann in Eilmärschen anrücke, um den Bestrebungen der Insurgenten ein für allemal ein Ende zu machen.

Der General Santa Anna ist sehr verschieden beurtheilt wurden; die Einen halten ihn für einen tiefen politischen Kopf und einen wahren Kriegsgott; das ist auch seine eigne Meinung von sich, denn er scheut sich nicht zu sagen, daß er der Napoleon der neuen Welt sei; seine Feinde werfen ihm seinen Ungestüm und seinen zügellosen Ehrgeiz vor, behaupten,

daß er sich nur zu häufig der Gefahr entziehe und halten ihn für einen plan- und grundsatzlosen Ruhestörer. Wir unsrerseits enthalten uns jedes Urtheiles über jenen Staatsmann und begnügen uns nur mit der Versicherung, daß er, unsrer Ueberzeugung nach, eine Geißel für Mexiko ist, dessen Untergang er beschleunigt und daß das unglückliche Land das Mißgeschick, welches es seit zwanzig Jahren erleidet, größtentheils ihm zu verdanken hat.

Der General Rubio erkannte, wie wichtig es sei, einen Hauptschlag ausgeführt zu haben, ehe er mit dem Präsidenten der Republik zusammentraf, denn wenn sich derselbe auch lediglich durch den Rath des Generals leiten ließ, würde er nicht verfehlen, ihm im Falle einer Niederlage die Schuld zuzuschreiben, während er, wenn die Mexikaner das Schlachtfeld behaupteten, den Ruhm des Sieges allein in Anspruch nehmen würde.

Die texanischen Insurgenten hatten bisher noch nicht gewagt, sich auf offenem Felde mit den mexikanischen Truppen zu messen, aber die Ereignisse, welche einander in den letzten Tagen gejagt, hatten nicht nur die Katastrophe beschleunigt, sondern die Lage der Dinge vollständig geändert.

Die Führer der revolutionären Armee fühlten, im Bewußtsein ihrer beständigen Erfolge, und nachdem sie sich ohne Schwertstreich eines der Haupthäfen von Texas bemächtigt hatten, die Nothwendigkeit, die Schar-

mützel und Hinterhaltsgefechte aufzugeben, um ihren Sieg durch einen glänzenden Hauptstreich zu befestigen.

Zu dem Zwecke mußten sie eine Schlacht gewinnen.

Die texanischen Anführer ließen sich indessen durch die bis dahin errungenen Vortheile, nicht irren, indem dieselben das Ergebniß kurzer Handstreiche, der Ueberraschung und einer beispiellosen Verwegenheit waren. Sie fürchteten sich mit Recht vor dem Augenblicke, wo sie ihre unerfahrnen Guerillos den eingeübten mexikanischen Truppen entgegenstellen mußten. Sie suchten daher den entscheidenden und verhängnißvollen Kampf, in welchem binnen wenigen Stunden ihre theuersten Hoffnungen und das Werk der Wiedergeburt an dem sie seit zehn Jahren mit unerhörtem Muthe und seltner Ausdauer arbeiteten, vernichtet werden konnte, auf jede mögliche Weise hinauszuschieben.

Sie wünschten, daß ihre Freiwilligen, ehe sie mit den regelmäßigen Truppen handgemein wurden, jene Mannszucht und militärische Haltung besitzen möchten, ohne welche die tapferste und zahlreichste Armee nur einen aus heterogenen Elementen zusammengesetzten Zusammenfluß von Menschen bildet, dem es sowohl an Festigkeit als an wirklicher Lebensfähigkeit mangelt.

Nach der Einnahme der Festung hatte man Rath gepflogen und die angesehensten Führer der Texaner besprachen die Maßregeln, welche am geeignetsten erschienen, um nicht durch eine Unbesonnenheit die Vor=

theile auf's Spiel zu setzen, welche man so unerwartet errungen hatte.

Man beschloß vor allen Dingen, die Armee in Galveston einzuquartieren, das, vermöge seiner Lage, vor einem Handstreiche vollkommen sicher war; und die freien Schützen sollten auf offnem Felde bleiben, um die Mexikaner durch Scharmützelangriffe und Neckereien zu reizen, während man die, in der Stadt befindliche Mannschaft unterrichten und ihnen eine regelmäßige, feste Organisation geben würde.

Es war nun die nächste Sorge der Anführer, ein Zusammentreffen mit dem Feinde zu vermeiden und wo möglich in Galveston einzurücken, ohne sich mit demselben zu begegnen.

Die Armeen standen einander nun in folgender Stellung gegenüber:

Die Texaner suchten auf jede Weise eine Schlacht zu vermeiden, welche der General Rubio vor Ungeduld brannte, ihnen zu liefern.

Das Terrain, auf welchem sich die feindlichen Heere bewegen mußten, war sehr eng. Die Vorposten waren kaum vier Stunden von einander entfernt.

Der General konnte von seinem Observatorium aus die feindlichen Bivouak=Feuer sehr gut erkennen.

Der Oberst Melendez setzte seinen Marsch unterdessen fort; als er an das Kreuz kam, bei welchem John und er sich gestern so erbittert bekämpft hatten, recognoscirte er das Terrain auf das Sorgfältigste.

Nachdem er sich überzeugt, daß kein feindlicher Kundschafter an jenem, für einen Hinterhalt besonders geeignetem Orte laure, ließ er seine Soldaten absteigen. Die Pferde wurden auf die Erde gelegt, gefesselt und der Kopf mit Decken verhüllt, um sie zu verhindern zu wiehern; nachdem diese Vorsichtsmaßregeln ergriffen waren, streckten sich die Soldaten platt auf den Boden hinter das Gebüsch und erhielten Befehl, sich vollkommen ruhig zu halten.

Der General Rubio hatte seinerseits einen Seitenmarsch unternommen, wodurch er den Platz, wo das Kreuz stand, umging; sobald er am Fuße der Anhöhe angelangt war, wendete er sich auf dem kürzesten Wege nach dem Ufer des Flusses.

Wir haben früher erwähnt, daß der Rio Trinidad, dessen Ufer stellenweise ziemlich hoch sind, von prächtigen Wäldern eingefaßt ist, deren majestätische Stämme großartige Hallen bildeten, welche die niedrigeren Sträucher beschatteten. Der General stellte ein Drittheil seiner Infanterie, theils in Mitten des Gebüsches, theils auf den Hauptästen der Bäume auf, ohngefähr zwei Kanonenschüsse von der Stelle, wo er sich früher eingeschifft hatte.

Die Uebrigen theilte er in zwei Colonnen und stellte sie zu beiden Seiten des Weges, welchen die Insurgenten einschlagen wollten, auf, doch befolgte er die amerikanische Methode, indem er sie dergestalt in's hohe Gras legen ließ, daß sie fast unsichtbar waren.

Hierauf trat die Stille, welche eine Zeitlang unterbrochen worden, wieder ein, und die Wildniß lag in gewohnter Ruhe und Einsamkeit da. Der General Rubio hatte seine Maßregeln so umsichtig getroffen, daß seine Armee plötzlich verschwunden zu sein schien.

Die vier Berghaubitzen standen auf einem Hügel, der, vermöge seiner Lage, die Straße vollständig beherrschte, während die Cavallerie geräuschlos in geordneten Reihen hinter der Infanterie Platz nahm, und wie letztere in zwei Kolonnen getrennt war.

Als man im Rathe der texanischen Führer beschlossen hatte, daß die Armee der Insurgenten sich nach Galveston wenden solle, entspann sich eine heftige Debatte über die geeignetsten Mittel, welche man zu dem Zwecke ergreifen solle.

Der Jaguar stimmte dafür, die Truppen auf der Brigg, der Corvette und etlichen kleineren Fahrzeugen einzuschiffen, die man zu dem Zwecke vereinigte. Unglücklicherweise konnte man den trefflichen Rath nicht befolgen, weil der General Rubio vorsichtigerweise alle leichten Fahrzeuge mitgenommen hatte. Es wäre ein bedeutender Zeitverlust gewesen, deren andere aufzutreiben. Da aber die Mexikaner die Schiffe, deren sie sich bedient hatten, an's Ufer gezogen, und die, bei denselben aufgestellte Wache nach wenigen Stunden abgerufen worden war, hielten es die Texaner für das Einfachste, jene Schiffe wieder flott zu machen, und sich ihrerseits derselben zu bedienen.

Das Mißgeschick wollte, daß man auf die Vorstellungen des Amerikaners John Davis nicht achtete, der vergebens versicherte, daß der, in einer festen Stellung verschanzte General Rubio eine solche Absicht verhindern würde, indem die amerikanische Armee jene Schiffe nur zum Schein verlassen habe, um die Insurgenten durch diese wohl überlegte List an einen Ort zu locken, wo man sie leicht würde schlagen können.

Unglücklicherweise hatte der räthselhafte Mann, welchen wir früher erwähnten, allein das Recht zu befehlen, und er ließ sich durch die Gegengründe John Davis nicht überzeugen. Von seinen Kundschaftern getäuscht, bildete er sich ein, daß der General Rubio weit entfernt an die Wiedereinnahme Galvestons zu denken, nur darnach trachte, seine Vereinigung mit dem General Santa Anna zu bewerkstelligen, ehe er einen Angriff wage, und sein Aufenthalt im Rancho daher nur eine Finte sei, um die Rebellen zu schrecken.

Jener unbegreifliche Irrthum führte unabsehbares Unheil herbei.

Die Führer erhielten Befehl zu marschiren und sahen sich genöthigt zu gehorchen.

Die Mittel zur Ausführung des fehlerhaften Planes wurden hingegen mit großer Vorsicht gewählt.

Die Brigg und die Corvette erhielten Befehl, sich so nahe als möglich am Ufer zu halten, um durch ein Kreuzfeuer die Einschiffung der Truppen zu schützen

und die Mexikaner zu vertreiben, welche sich dem Vorhaben etwa widersetzen würden.

Leichte Truppen gingen zu beiden Seiten und der Hauptmann voraus, um die Gegend auszukundschaften, und zugleich alle kleineren Posten aufzuheben, welche der Feind vielleicht aufgestellt hatte, um seine Vorposten zu decken.

Vier Hauptführer befehligten starke Abtheilungen von freien Schützen. Dieselben waren: der Jaguar, Fray Antonio, El Alferez und Don Felix Paz, welchen der Leser schwerlich erwartet haben wird, unter den feindlichen Reihen zu sehen, und der, wie wir wissen, vor wenigen Stunden in das mexikanische Lager gekommen war und sich so lange mit dem General Rubio und dem Obersten Melendez eingeschlossen hatte.

Jene vier Führer erhielten Befehl, einem Ueberfalle vorzubeugen, indem sie die Wälder durchforschten und das hohe Gras durchsuchten.

El Alferez hielt sich zur Rechten der Armee, Fray Antonio zur Linken, der Jaguar hütete den Nachtrab, und Don Felix Paz mit seinen sechshundert Reitern den Vortrab.

Noch ein Wort über die Guerilla des früheren Majordomo der Hacienda del Mezquite.

Die Männer, aus welcher sie bestand, waren sämmtlich auf dem Gebiete der Hacienda ausgehoben, und von Don Felix Paz selbst angeworben worden. Es waren Indios mansos, Vaqueros und Peonen,

größtentheils halb verwilderte Leute, eine Art Galgenvögel, die sich auf den Befehl Ihres Führers, dem sie blind ergeben waren, schlugen wie die Löwen, aber kein anderes Oberhaupt anerkannten, wie ihn, und sich um die übrigen Führer nicht im Geringsten kümmerten.

Don Felix Paz hatte sich seit ohngefähr zwei Monaten mit den Insurgenten verbunden, und ihnen mit seiner Guerilla wesentliche Dienste geleistet. Er erwarb sich daher in kurzer Zeit das Vertrauen Aller.

Wir werden bald sehen, ob er desselben würdig war.

Durch einen seltsamen Zufall verließen die beiden Armeen ihr Lager zu gleicher Zeit und marschirten fast in derselben Stunde gegen einander, ohne zu ahnen, daß sie sich in höchstens einigen Stunden gegenüber stehen würden.

Sechstes Kapitel.

Die Schlacht bei Cerro=Pardo.

Die Schlacht von Cerro=Pardo war eines jener blutigen Ereignisse, deren Gedächtniß Jahrhunderte lang als ein Tag des Unheils, im Menschen fortlebt.

Damit der Leser eine genaue Einsicht in den Gang der Ereignisse habe, müssen wir vor allen Dingen den Schauplatz genau schildern.

Die Stelle, welche die Mexikaner gewählt hatten, um nach ihrem Abzuge von Galveston ihre Landung zu bewerkstelligen, war mit großer Umsicht gewählt. Die Ufer des Flusses, welche lange Zeit ziemlich steil bleiben, flachen sich dort allmählich ab und bilden eine ziemlich geräumige, mit hohem Grase bewachsene, hie und da mit Bäumen bepflanzte Ebene. Letztere sind die Ueberreste eines Urwaldes, welchen die Fortschritte der Industrie gelüftet haben. Jene Ebene wird durch eine Art Canon oder schmale Schlucht

geschlossen, die von zwei steilen Anhöhen gebildet wird, deren senkrechte Wände Jahr aus Jahr ein mit Pflanzen und Blumen überwachsen sind.

Jene beiden Anhöhen sind der Cerro=Pardo und der Cerro=Prieto, das heißt, der rothe und der schwarze Berg.

Im Canon beginnt ein Weg, oder vielmehr ein ziemlich breiter Pfad, der aber von Schlammlöchern und Morästen eingefaßt ist, und bei dem Kreuze ausmündet, welches wir früher erwähnt haben. Jener Pfad ist die einzige Verbindung zwischen dem Ufer des Flusses und dem Binnenlande.

In geringer Entfernung vor jenen Anhöhen, deren Gipfel mit undurchdringlichem Gestrüpp und Gehölz bewachsen sind, dehnen sich Moräste auf eine ziemlich weite Strecke aus, welche um so gefährlicher sind, als die Oberfläche derselben trügerischer Weise mit dichtem, grünem Grase bewachsen ist, das die furchtbare Gefahr, die dem unbesonnenen Wanderer über jenem beweglichen Abgrunde droht, den Blicken vollständig verdeckt.

Der Cerro=Pardo, welcher bedeutend höher ist, als der andere Berg, überragt denselben nicht nur, sondern beherrscht die ganze nächste Umgebung nebst dem Meere.

Aus der eben entworfenen Schilderung geht hervor, daß die Absicht der Texaner nur dann gelingen konnte, wenn die Ufer vollständig verlassen waren.

In gegenwärtigem Falle war aber die unbegreifliche Verblendung des Oberbefehlshabers um so unerklärlicher, als er nicht nur die Oertlichkeit genau kannte, sondern auch mehre Kundschafter in dem Augenblicke anlangten, wo die Armee anfing sich in Bewegung zu setzen und Nachrichten brachten, welche mit den bestimmten Versicherungen John Davis genau übereinstimmten.

Diejenigen, welche Gott züchtigen will, sind blind. Der kluge, besonnene Mann, der stets die größte Vorsicht anwendete, und dessen Berechnungen bisher stets einen merkwürdigen Scharfblick verrathen hatten und den Stempel des Genies zeigten, war taub gegen alle Vorstellungen, und der Befehl zum Abmarsche wurde ertheilt.

Die Armee setzte sich sofort in Bewegung.

Don Felix Paz eilte mit seiner Guerilla voraus, während die Cuadrilla des Jaguar hingegen die Nachhut bildete.

Ruhig hatte, trotz seiner Wunden, nicht in der Festung bleiben wollen; er folgte der Armee in einem Karren, in Begleitung Carmela's und Quoniam's, die ihn sorgfältig pflegten, indessen Lanzi an der Spitze zehn auserlesener freien Schützen, welche ihm der Jaguar überlassen hatte, den Karren eskortirte, für den Fall, daß der Marsch der Armee auf Hindernisse gestoßen wäre.

Der Jaguar war verstimmt; eine düstere Ahnung

schien ihm ein nahes Unglück zu verkünden. Jener verwegene Mann, der die tollkühnsten Thaten wie spielend vollbrachte, schritt nur widerstrebend weiter, zögerte, und warf fortwährend mißtrauische und besorgte Blicke um sich.

Für seine eigne Person fürchtete er freilich keine Gefahr; was kümmerte ihn ein Angriff? was lag daran, wenn er den Tod fand? Die Gefahr war sein Lebenselement; der heiße Dunstkreis der Schlacht, das Getöse des Kampfes und der Pulverdampf berauschte ihn und gewährte ihm einen eignen Genuß. Jetzt war aber Carmela in seiner Nähe, Carmela, die er so unerwartet wiedergefunden hatte, und die er wieder zu verlieren fürchtete.

Das Herz des starken Mannes erbebte bei dem Gedanken, daher bestand er darauf den Nachtrab zu überwachen, um dem jungen Mädchen näher sein und ihr nöthigenfalls beispringen zu können.

Der Oberbefehlshaber wagte nicht, ihm seine Bitte abzuschlagen, auf welcher der kecke Parteigänger wie auf einer besondren Gunst bestand.

Jene Nachgiebigkeit des Hauptführers sollte die traurigsten Folgen haben und war zum Theil Schuld an dem, was wenige Stunden später geschah.

Die texanischen Truppen marschirten, trotzdem sie aus so verschiedenartigen Elementen zusammengesetzt waren, in der besten Ordnung und zeigten eine Haltung, die einer regelmäßigen Armee Ehre gemacht

haben würde. Don Felix Paz hatte rechts und links Kundschafter ausgesandt, welche das Gebüsch durchstöbern, und die Sicherheit des Marsches vergrößern sollten.

Trotz jener Vorsichtsmaßregel, entdeckten die Späher den Feind nicht, entweder, weil er sich an unnahbaren Stellen in Hinterhalt gelegt hatte, oder aus irgend einem andern Grunde, und der Vortrab rückte mit einer Schnelligkeit weiter, welche die Zuversicht der Hauptarmee verstärkte und die Führer selbst bewog allmählich weniger wachsam zu sein.

Der Vortrab hatte die Stelle, wo das Kreuz stand, erreicht, ohne daß der Marsch auf irgend eine Weise gestört worden wäre. Nachdem Don Felix seinen Leuten an der Stelle, wo am vergangnen Abend der Zweikampf des Obersten mit dem Amerikaner Statt gefunden hatte, eine kurze Rast gegönnt, betrat er entschlossen den Weg, welcher an das Ufer führte, wo die Mexikaner gelandet waren.

Die Strecke vom Kreuze bis an den Trinidad war nicht weit, und konnte von einer bewaffneten Schaar im gewöhnlichen Schritte in zwei Stunden zurück gelegt werden.

Sobald man aber den Kreuzweg verlassen hat, verengert sich der Pfad allmählich und wird bald so schmal, daß kaum die Menschen neben einander gehen können.

Wir haben bereits erwähnt, daß sich Morastwiesen zu beiden Seiten des Weges erstrecken.

Wir wollen jetzt jene beweglichen Wiesen in wenigen Worten näher schildern, welche man in gewissen Gegenden Amerikas findet, namentlich aber in Texas und Louisiana.

Jene beweglichen Prairien haben, wenn man den häufig trügerischen Schlüssen der Wissenschaft glauben soll, denselben Ursprung wie die artesischen Brunnen.

In gegenwärtigem Falle spielt die Erde die Rolle, welche sonst das Wasser spielt.

In Folge der geologischen Dynamik steigen die erdigen Bestandtheile, welche die beweglichen Prairien bilden, auf die Oberfläche der Teiche oder Seen, während beim artesischen Brunnen, das Wasser aus der Tiefe unter dem Drucke der Erdschichten, welche es zusammenpressen, emporschießt.

Nichts ist gefährlicher als jene, von einer täuschenden, das Auge blendenden Vegetation bedeckten Prairien.

Der Fluß Trinidad fließt in einer Entfernung von etlichen hundert Ellen an der eben geschilderten Prairie vorüber, und führt die festeren Bestandtheile, welche dem elastischen Boden größere Consistenz geben könnten, dem Golfe von Mexiko zu.

Die Natur hat selbst mehrere Gräben gezogen, welche die Prairie durchschneiden und deren Ufer von einer unbekannten Gewalt gebildet worden sind.

Die wilden Thiere, deren untrüglicher Instinct sie nie irre führt, haben sich seit Jahrhunderten Pfade über jene gefährlichen Strecken gebahnt und der Weg, den die texanische Armee verfolgte, war nichts anderes als einer jener Pfade, den die Raubthiere gebahnt, um zur Tränke zu gehen.

Ich weiß nicht ob die Industrie seit der Zeit, wo Texas seine Freiheit erlangt, und sich den Vereinigten Staaten einverleibt, versucht hat, die von uns geschilderte Prairie trocken zu legen. Wir glauben, daß es nur geringer Anstrengung bedürfen würde, um das von der Natur so einsichtsvoll begonnene Werk zu vollenden.

Es würde hinreichend sein ein Netz von Colmaten oder Wasserleitungen anzulegen, welche das trübe Wasser des Flusses in die Prairie leiten und ihn dadurch die festen Bestandtheile zuführen müßte. Auf diese Weise würde man bald, statt der gefährlichen und verpesteten Moräste, welche die Luft verpesten, epidemische Krankheiten verursachen und den Tod so vieler unglücklicher Reisenden herbeiführen, die sich durch das üppige Aussehen jener Prairien täuschen lassen und in dem stinkenden Schlamme elend umkommen, ergiebigen und fruchtbaren Boden gewinnen.

In Amerika fehlt es aber nicht an Boden, sondern an Arbeitskräften. Die beweglichen Prairien werden daher wahrscheinlich noch lange fortbestehen, weil niemand ein besonderes Interesse dabei hat, sie auszutrocknen und verschwinden zu lassen. Wir wollen

jetzt unsre Erzählung wieder an dem Punkte aufnehmen, wo wir sie unterbrochen haben, indem wir den Leser wegen der langen Abschweifung, die wir uns gestattet haben, um Entschuldigung bitten; doch ist eine solche Abschweifung, wie wir glauben, in einem Werke, welches bestimmt ist, ein bis jetzt noch fast gänzlich unbekanntes Land zu schildern, welches in nächster Zukunft in Hinsicht auf Industrie eine große Rolle zu spielen berufen sein dürfte, nicht ohne Nutzen. Der Vortrab der texanischen Armee hatte die Stelle, wo das Kreuz stand, ungefähr um neun Uhr früh überschritten. Er hatte sich ungefähr zwanzig Minuten aufgehalten und seinen Marsch dann fortgesetzt.

Don Felix ließ, nachdem er die Schlucht des Cerro-Pardo durchschnitten hatte, ohne ersichtlichen Grund, statt seinen Weg nach dem Flusse fortzusetzen, an dessen Ufer man bereits die Fahrzeuge auf dem Strande liegen sah, seine Cuarderilla ungefähr zweihundert Schritt von der Schlucht eine Schwenkung machen, wo er sie in einer Front von fünfzig Pferden in zehn Reihen hinter einander aufstellte.

Nachdem er Halt befohlen, gab er seinem Pferde die Sporen, kehrte um, und ritt noch einmal, aber allein, durch die Schlucht.

Unterwegs warf der Parteigänger spähende Blicke um sich. So weit der Blick reichte war die Straße vollständig einsam.

Don Felix machte Halt, bog sich über den Hals

seines Pferdes, als wolle er eine Schnalle fester schnallen, ahmte aber, indem er den Hals des edlen Thieres mit der Hand liebkoste, zu zwei wiederholten Malen den Schrei der Kühe nach.

Aus der Mitte des Gebüsches, das sich an der rechten Seite des Weges erhob, ertönte der schrille durchdringende Schrei des Tauchers, worauf die Aeste aus einander gebogen wurden und ein Mann heraus trat.

Der Mann war der Oberst Don Juan Melendez de Gongora.

Don Felix schien keineswegs überrascht zu sein, ihn zu sehn; er grüßte ihn im Gegentheile freundlich und kam ihm rasch entgegen.

„Kehrt in Euren Versteck zurück, Oberst," sagte er; „jedes Blatt hat Augen, wie Ihr wißt. Wenn man mich allein die Straße ziehen sieht, so wird meine Gegenwart keinen Verdacht erwecken, aber Ihr, Cuerpo de Christo! Euch darf man nicht sehen. Wir können uns recht gut aus der Ferne unterhalten, da uns hier niemand hören kann, als unsere Freunde."

„Ihr seid stets vorsichtig, Don Felix."

„Keineswegs. Ich wünsche mich nur an jenen Räubern zu rächen, die so viele prächtige Haciendas erstürmt und geplündert haben, und der Haß macht vorsichtig."

„Welches auch der Gedanke ist, der Euch beseelt, leitet er Euch jedenfalls richtig, und das ist die

Hauptsache. Jetzt aber zu unsren Geschäften; was wollt Ihr von mir?“

„Nur zweierlei Fragen vorlegen.“

„Welche denn?“

„Ob der General Rubio mit dem Plane, den ich ihm vorgelegt habe, wirklich zufrieden ist.“

„Den Beweis dafür habt Ihr ja vor Augen, würde ich sonst hier sein?“

„Das ist richtig!“

„Laßt jetzt Eure zweite Frage hören!“

„Die ist allerdings sehr zarter Natur.“

„Wirklich? Ihr erregt meine Neugierde,“ antwortete der Oberst lachend.

Don Felix nahm eine ernste Miene an, sprach unwillkürlich leiser und sagte:

„Es handelt sich um etwas sehr Wichtiges Don Juan. Ich möchte vor der Schlacht wissen, ob Ihr mir jene Achtung und Freundschaft bewahrt habt, mit welcher Ihr mich in der Hacienda del Mezquite beehrtet?“

Der Oberst wandte verlegen den Kopf ab.

„Wozu eine solche Frage jetzt?“ sagte er.

Don Felix erblaßte, warf ihm einen funkelnden Blick zu und sagte dringend:

„Antwortet mir, ich beschwöre Euch, Don Juan! Was Ihr auch von mir denkt und welche Meinung Ihr von mir haben mögt, ich will und muß es wissen!“

„Besteht nicht darauf, Don Felix, ich bitte Euch. Was kümmert Euch die Meinung eines einzelnen unbedeutenden Mannes?“

„Wie? was es mich kümmert?“ rief er mit Feuer aus. „Ich brauche übrigens nicht weiter in Euch zu dringen, denn ich weiß bereits, was ich wissen wollte! Ich danke Euch, Don Juan, und verlange nichts weiter von Euch; wenn ein so großherziger und rechtschaffener Mann, wie Ihr, das Benehmen eines andren Mannes tadelt, so geschieht es sicherlich mit vollem Recht.“

„Wohlan es sei! Ich werde mich deutlicher erklären, Don Felix, weil Ihr es durchaus wollt. Ich tadle Euch allerdings, ohne Euch indessen zu verdammen, denn ich will und kann nicht Euer Richter sein! Ich lebe der festen innern Ueberzeugung, daß derjenige, welcher sich, gleichviel aus welchem Grunde, zum Werkzeuge einer Verrätherei hergiebt, Etwas Schlimmres begeht als ein Verbrechen, nämlich eine Schändlichkeit! Ich kann einen solchen Mann beklagen, aber nimmermehr achten.“

Der frühere Majordomo hörte die harten Worte mit blassem, von kaltem Schweiß bedecktem Angesichte, aber mit stolz erhobnen Kopfe und unheimlich blitzenden Augen an. Als der Offizier schwieg, verbeugte er sich kalt, neigte sich zu ihm, ergriff eine Hand, welche Don Juan nicht versuchte ihm zu entziehen und sagte:

„Es ist gut! Eure Worte sind zwar rücksichtslos, aber wahr. Ich danke Euch für Eure Offenheit, jetzt weiß ich, was ich zu thun habe."

Der Oberst hatte sich von der Aufregung des Augenblickes unwillkürlich hinreißen lassen und fürchtete jetzt, zu weit gegangen zu sein und seine Unbesonnenheit bitter bereuen zu müssen.

„Don Felix," erwiderte er, „verzeiht mir, ich habe thörichte Worte gesprochen."

„Schon gut, Don Juan," antwortete Jener mit einem bittren Lächeln, „versucht nicht zurück zu nehmen, was Ihr gesagt habt. Ihr habt nur der Stimme meines Gewissens Ausdruck gegeben und mein Herz hat mir tausendmal zugeflüstert, was Ihr mir eben unumwunden gesagt habt. Fürchtet nicht, daß ich mich durch eine augenblickliche zornige Wallung hinreißen lasse. Nein! ich gehöre zu denjenigen Menschen, welche eine Bahn, die sie einmal betreten, um keinen Preis verlassen. Aber genug für jetzt, ich sehe eine Staubwolke, die uns wahrscheinlich die Nähe unsrer Freunde verkündet," fügte er im Tone bittrer Ironie hinzu. „Lebt wohl, Don Juan, lebt wohl!"

Ohne die Antwort abzuwarten, welche der Oberst im Begriffe war ihm zu geben, spornte Don Felix sein Pferd an, schwenkte um und entfernte sich so schnell, wie er gekommen war.

Der Oberst folgte ihm eine Zeit lang nachdenklich mit den Blicken.

„Ach!“ murmelte er, „der Mann ist vielmehr unglücklich als schuldig zu nennen, wenn er heute den Tod nicht findet, so ist es nicht seine Schuld, oder ich müßte mich sehr irren.“

Hierauf kehrte er unter traurigem Kopfschütteln in das Gebüsch zurück, in welchem er sich verborgen hielt. Die texanische Armee rückte unterdessen schnell weiter.

Die Reiter hatten eben so wie die Mexikaner jeder einen Fußsoldaten hinter sich auf dem Pferde.

In einer Entfernung von ungefähr einem Kanonenschusse von der Wegscheide des Kreuzes stießen die Texaner an den Rand der beweglichen Prairie. Sie sahen sich daher genöthigt inne zu halten, um ihre rechts und links verstreuten Kundschafter zusammen zu rufen, wodurch nothwendig einige Verwirrung entstand, welche aber in Folge der Umsicht der Führer bald aufhörte, worauf man weiter zog.

Die Ordnung des Zuges war nothwendiger Weise unterbrochen worden; der immer enger werdende Weg zwang die Reiter aus Reih' und Glied zu treten und ohne Ordnung, so gut es ging, fortzureiten.

Der Vortrab hatte übrigens, seitdem man unterwegs war, keine Gefahr verkündet. Die Armee marschirte, im Vertrauen auf die Erfahrung des Offiziers, der beauftragt war, die Gegend zu recognosciren, mit der größten Zuversicht weiter, welche durch die Hoffnung, das Ufer des Rio-Trinidad bald zu erreichen

und sich alsbald nach Galveston einschiffen zu können, noch erhöht wurde.

Der Jaguar allein theilte das allgemeine Vertrauen nicht.

Er war seit langer Zeit an den Krieg mit Hinterhalt gewöhnt und das Terrain, was er gegenwärtig betrat, schien ihm in jeder Hinsicht für einen Ueberfall so geeignet, daß er sich von der Möglichkeit, ungefährdet an das Ufer zu kommen, nicht überzeugen konnte.

Kurz, der junge Insurgentenführer hatte die Ahnung einer neuen Gefahr. Er errieth sie, fühlte sie gewissermaßen, ohne indessen vermuthen zu können, von welcher Seite sie kommen und plötzlich über ihn und seine Gefährten hereinbrechen würde.

Nichts ist peinlicher als die Lage desjenigen, der sich genöthigt sieht, auf's Ungewisse hin auf seiner Hut zu sein, die Wildniß umgiebt ihn mit ihrer tiefen Stille von allen Seiten; vergebens durchforscht er Luft und Erde um ein Anzeichen zu entdecken, was ihm stets entschlüpft; dennoch trägt er in seinem Innern die Ueberzeugung, deren Grund er nicht anzugeben vermag! Auf alle Fragen, die man an ihn richtet, hat er nur die eine dunkle und doch so logisch wahre Antwort: „Ich weiß es nicht, bin aber dessen gewiß.“

Der Jaguar beschloß, auf alle Fälle die nöthigen Vorsichtsmaßregeln anzuwenden, um sich persönlich vor einem Ueberfalle zu schützen, dessen Folgen für

seinen Schutzbefohlenen Ruhig und Carmela verderblich sein mußten.

Er mäßigte daher allmählich den Schritt seiner Truppen, bis er sich von der Hauptmasse der Arme ziemlich weit entfernt und wieder zum freien Herrn über seine Handlungen gemacht hatte.

Seine erste Sorge war den Karren mit Männern zu umgeben, auf welche er sich verlassen zu können glaubte. Hierauf hob er unter seinen Kameraden diejenigen aus, von denen er glaubte, daß sie mit den indianischen Kriegslisten am besten bekannt seien, stellte sie unter den Befehl John Davis', und befahl ihnen sich so gut wie möglich einen Durchgang durch das verdächtige Gebüsch zu bahnen, das zu beiden Seiten des Weges stand und den Horizont dermaßen verdeckte, daß es unmöglich war, darüber weg zu sehen.

Der Jaguar konnte sich nicht überzeugen, daß die Mexikaner die Gelegenheit nicht benutzen würden, welche ihnen die Texaner so unvorsichtig boten, um sich für die erlittenen Niederlagen glänzend zu rächen. Er stimmte darin vollkommen mit John Davis überein, der sich, wie man sich erinnern wird, vergebens bemüht hatte, den Oberbefehlshaber auf das Dringendste von seinem Plan abzurathen.

Die beiden Männer, welche sich übrigens bereits lange kannten, verstanden sich auf das erste Wort, und

John Davis verstreute seine Begleiter zu beiden Seiten des Weges.

Der Jaguar trat jetzt zu dem Karren und sagte zu dem Jäger:

„Nun, Ruhig, wie geht es Euch?"

„Besser," antwortete dieser, „ich hoffe in wenigen Tagen kräftig genug zu sein um die langweilige Lage verlassen zu können."

„Wie steht es mit den Kräften?"

„Sie kehren rasch zurück."

„Desto besser! Glaubt Ihr, nöthigenfalls im Stande zu sein, ohne den Karren zu verlassen, ein Gewehr zu Eurer Vertheidigung abdrücken zu können?"

„Ich glaube es. Fürchtet Ihr irgend einen Hinterhalt? Der Ort, an welchem wir uns befinden, ist einem solchen besonders günstig."

„Nicht wahr? Nun ja, Ihr habt Recht, ich fürchte einen Hinterhalt. Hier habt Ihr einen Rifle, bedient Euch im Nothfalle desselben."

„Verlaßt Euch auf mich. Ich danke," fügte er hinzu, indem er mit unverhohlener Freude nach der Waffe griff.

Hierauf stellte sich der Jaguar wieder an die Spitze seiner Truppe und befahl aufzubrechen.

Die Hauptmasse der Armee hatte die Wegscheide des Kreuzes schon längst hinter sich; die Spitzen der Colonnen fingen an in die Schlucht zu dringen, was wegen des engen Pfades nicht ohne einige Verwirrung

abging, welcher die Führer vergebens zu steuern suchten, als plötzlich vom Gipfel des Cerro-Pardo ein Kartätschenfeuer auf die Texaner herabregnete, welches bedeutende Lücken in ihre Reihen riß.

Im nämlichen Augenblicke erhob sich jenseits der Schlucht ein furchtbares Geschrei, worauf die Quadrilla des Don Felix Paz mit verhängtem Zügel auf die Hauptmasse der Armee herangestürmt kam.

Im ersten Augenblicke versuchten die Texaner den Reitern Platz zu machen, weil sie meinten, dieselben würden von einem noch unsichtbaren Feinde heftig verfolgt; ihre Ueberraschung verwandelte sich aber in Bestürzung und Entsetzen, als sie sahen, wie der Vortrab auf sie einstürmte und sie unter dem Geschrei: Mexiko! Mexiko! Federacion! unbarmherzig niedermetzelten.

Die Texaner waren verrathen!

Ihr Entsetzen steigerte sich bis zum Wahnsinn; in jenem engen Raume war es unmöglich, sich in Schlachtordnung zu stellen, und unter dem Donner der Kartätschen, deren mörderisches Feuer fortwährend auf sie hernieder regnete und den Säbelhieben der Quadrilla des Don Felix, vermochten sie nur einen Gedanken zu fassen: zu fliehen.

In dem Augenblicke aber, wo sie halb sinnlos Einer den Andern drängten und umzukehren versuchten, erhob sich der furchtbare Schrei: Mexiko! Mexiko! mueran los rebeldes! wie ein Todtengesang hinter ihnen, worauf

der Oberst Melendez an der Spitze seiner fünfhundert Reiter auf sie eindrang und sich die Texaner zwischen zwei Feuer eingeschlossen sahen.

Das Getümmel nahm jetzt in einer Weise über= hand, daß es an die blutigen Metzeleien des Mittel= alters, die uns die Sage überliefert, erinnerte, wo der Mensch, auf dem Gipfel der Leidenschaft vom durchdringenden Geruche des Blutes betäubt, und durch den Pulverdampf und das Getöse der Schlacht berauscht, mit der Mordlust eines Raubthieres wüthete; von jedem neuen Schlachtopfer zu frischen Greuel= thaten angespornt wird und statt seinem Haß zu genügen, in immer heißrem Zorne entbrennt, jemehr sich die Leichen am Boden häufen und die Blutströme reichlicher fließen.

Die Flucht war unmöglich, der Widerstand schien es noch mehr. In dem entscheidenden Augenblicke, wo Alles verloren schien und die Sache der Freiheit auf ewig unter Leichen begraben werden sollte, ent= stand in der entsetzten Menge eine unaufhaltsam zurückweichende Bewegung, die nach Rechts und Links drängte und sich endlich Bahn brach wie eine reife Frucht. In der blutigen, durch Gewalt geöffneten, Gasse stand plötzlich der Jaguar, durchglüht von Zorn und Verzweiflung, sein Machete über dem Kopfe schwingend und gefolgt von seiner wackren Quadrilla.

Ein Jubelgeschrei begrüßte die wunderbare Erschei= nung des verwegnen Abenteurers, der genöthig

gewesen, um sich Bahn zu brechen, die Mexikaner des Obersten Melendez zu Boden zu treten, die vergebens versucht hatten, ihm zu widerstehen.

„Kinder!“ rief der Jaguar mit Donnerstimme, welche sogar das Getöse der Schlacht übertönte, „der Feind schließt uns ein, ein Bube hat uns verrathen und in eine Falle gelockt! Beweisen wir den Mexikanern, die uns bereits geschlagen zu haben meinen und sich zu dem leicht errungenen Siege Glück wünschen, was Leute, wie wir, zu leisten vermögen. Folgt mir! Vorwärts! Vorwärts!“

„Vorwärts!“ schrien die Texaner, die sich von der feurigen Ansprache hingerissen fühlten.

Der Jaguar trieb sein Pferd an und sprengte an den Wänden des Berges hinan. Sein militärischer Scharfblick hatte ihn nicht getäuscht; dort lag in der That der Schlüssel der Schlacht.

Die Texaner drängten ihm mit geschwungenen Waffen und wüthendem Geschrei nach.

Da brachen aber die Truppen des Generals Rubio hervor, welche bis dahin hinter den Bäumen und Gebüschen versteckt gelegen hatten; sie besetzten die Anhöhen und die Seiten des Weges, worauf der Kampf furchtbarer und erbitterter als je, entbrannte.

Vergebliches Bemühen! Die Texaner wiederholten acht Mal den Sturm auf den Cerro = Pardo und wurden acht Mal in der größten Verwirrung an den

Fuß des Berges, den sie nicht zu ersteigen vermochten, zurückgeworfen.

Vergebens verrichteten der Jaguar, John Davis, Fray Antonio, El Alferez und die übrigen Führer wahre Wunder der Tapferkeit; die mexikanischen Kugeln lichteten die Reihen ihrer Soldaten, welche endlich entmuthigt einen unmöglichen Kampf aufgaben.

Der Oberbefehlshaber der Armee, dessen Unbesonnenheit das Unglück herbeigeführt hatte, beschloß einen letzten Versuch zu wagen. Er versammelte alle diejenigen um sich, welche noch Muth zum Kampfe fühlten, bildete eine Angriffskolonne, und brach wie ein Sturmwind über das mexikanische Geschütz herein, dessen Artilleristen sich auf ihren Kanonen niedermetzeln ließen, ohne einen Fuß breit zu weichen.

Die Mexikaner waren über den plötzlichen und heftigen Angriff so überrascht, daß sie wichen und das Geschütz zurückließen.

Dieser verwegene Handstreich konnte das Glück der Schlacht wenden.

Die Texaner, welche sich der Plattform beinahe bemächtigt hatten, schickten sich an, den unverhofften Vortheil zu benutzen. Unglücklicher Weise wurde die tapfre That der kleinen Heldenschaar von der fast gänzlich aufgelösten Armee der Insurgenten nicht hinreichend unterstützt, die Mexikaner fanden Zeit sich von ihrer Ueberraschung zu erholen, sich zu besinnen und ihre Kräfte zu überblicken. Beschämt über die

erlittne Niederlage, fielen sie unvermuthet über den Feind her, und nach einem furchtbaren Kampfe mit der blanken Waffe und einem gräßlichen Handgemenge gelang es ihnen, die Texaner von der Plattform zu vertreiben, welche dieselben eine Zeit lang gehofft hatten, behaupten zu können.

Der Oberst Melendez und Don Felix Paz hatten sich vereinigt.

Den Texanern blieb nicht einmal die Möglichkeit der Flucht.

Der Jaguar gab indessen die Hoffnung noch nicht auf und da er sah, daß er nicht siegen konnte, wollte er wenigstens Carmela retten.

Zwischen ihm und ihr erhob sich aber eine menschliche Mauer, welche durchbrochen werden mußte.

Der junge Mann zauderte nicht. Er drehte sich um wie ein verwundeter Löwe, sprang mitten in die feindlichen Reihen, rief seine Gefährten herbei und schwang sein furchtbares Machete über dem Kopfe, das ihm während der Schlacht so treffliche Dienste geleistet hatte. Ein Mann warf sich ihm mit hochgeschwungener Waffe entschlossen entgegen.

„Ha, Verräther! Don Felix!" rief der Jaguar aus, als er ihn erkannte und spaltete ihm den Schädel.

Hierauf sprengte er wie eine Lawine von der Höhe des Berges hinunter, warf Alles nieder, was ihm entgegen trat, und seine treusten Anhänger folgten seinem Beispiele.

Die Reihen der Mexikaner öffneten sich, um ihn durchzulassen.

„Dank Bruder!" rief der Jaguar dem Obersten Melendez, der seinen Soldaten durch einen stummen Wink gebeten hatte, ihn durchzulassen, in gerührtem Tone entgegen.

Der Oberst wandte den Kopf ab und antwortete nicht.

Das Blutbad dauerte noch lange, denn die Texaner wollten keinen Pardon annehmen.

Sechshundert Gefangne fielen in die Hände der Sieger.

Achthundert Texaner fanden ihren Tod auf dem Schlachtfelde.

Am nämlichen Abend zog der General Rubio an der Spitze seiner siegreichen Schaar in Galveston ein.

Die Ueberreste der texanischen Armee flüchteten bestürzt nach allen Richtungen, ohne Hoffnung sich je wieder vereinigen zu können.

Die Befreiung von Texas schien auf lange Zeit wenn nicht auf immer unmöglich zu sein.

Als der Jaguar an die Wegscheide des Kreuzes kam, fand er den Karren zertrümmert und die Mehrzahl seiner Vertheidiger todt am Boden liegen. Sonderbarer Weise waren sie sämmtlich scalpirt.

Ruhig, Carmela, Quoniam und Lanzi waren verschwunden.

Welches furchtbare Drama mochte hier gespielt haben?

Siebentes Kapitel.

Das Atepetl.

Texas wird durch zwei ununterbrochene Waldlinien durchschnitten, die sich nördlich von den Quellen des Rio=Trinidad erstrecken und am Arkansas ausmünden.

Jene Waldungen nennt man Croß=Timbers.

Hinter jenen Wäldern beginnen die ungeheuern Prairien der Apacheria, in welchen zahlreiche Heerden Bisamochsen und wilder Pferde umherirren.

Im Mittelpunkte eines engen Thales, das die zackigen bewaldeten Berge von drei Seiten einschlossen, an den Ufern des Rio=Sabina, ein wenig oberhalb seines Zusammenflusses mit dem Vermejo, wo seine Fluthen noch klar und breit zwischen den sanft ansteigenden, mit Silberpappeln und Zwergpalmen bewachsenen Ufern flossen, liegen die Häuser eines indianischen Dorfes, hinter den verschiedenartigsten Bäumen umherlauschend, in reizender Unordnung umher. Die schattigen Wipfel der Bäume vereinigten sich über den

Dächern der Callis zu einem undurchdringlichen grünen Dome und beschützten sie vor den sengenden Strahlen der Mittagssonne und den kalten Windstößen, welche im Winter zuweilen von den Bergen herunterwehen.

Jenes Dorf war ein Winter-Atepetl der Comanchen-Indianer vom Stamme der Antilopen.

Wir wollen das Dorf, das der Schauplatz mehrerer wichtigen Ereignisse unserer Erzählung sein wird, in wenigen Worten schildern.

Obwohl die Callis von den Rothhäuten je nach ihrer Laune hier und dort erbaut waren, herrschte doch eine gewisse Regelmäßigkeit in der allgemeinen Anlage und alle mündeten auf einen gemeinschaftlichen Mittelpunkt, der im Centrum des Dorfes eine Art von freien Platzes bildete.

In der Mitte desselben erhob sich eine Art baufälliges und mit Schmarotzerpflanzen überwachsenes, eingestoßenes Faß. Dasselbe stellte die Arche des ersten Menschen dar.

Dort war der Kriegspfahl vor dem großen Medicin-Calli aufgepflanzt; dort zündeten bei wichtigen Veranlassungen die Sachem das Berathungsfeuer an und rauchten das heilige Calumet, was gewöhnlich vor dem Eingange des Calli des obersten Sachem hängt, und von zwei gabelförmig in einander gefügten Stecken getragen wird, weil es den Boden nicht berühren darf.

Die indianischen Calli sind gewöhnlich kreisförmig gebaut und ruhen auf Pfählen, die mit schlammartiger

Erde umgeben sind, während die Wände mit zusammengenähten Bisamfellen, die mit zahlreichen rothgemalten Thierbildern geschmückt sind, bedeckt werden.

Auf einem vor dem Eingange des Calli errichteten Gerüste speichert man den Mais oder das indianische Korn, das Futter für die Pferde, kurz die Wintervorräthe eines jeden Bewohners auf.

In gemessener Entfernung flatterten an langen Pfählen wollene Decken, Pferdeschabracken, kurz Fetzen aller Art, die der leichteste Windhauch nach allen Richtungen treibt und die eine Art Opfergaben sind, welche die abergläubischen Rothhäute dem Herrn des Lebens aus Furcht darbringen, und welche sie Medicin der Hoffnung nennen.

Außer von der Flußseite war das Dorf mit starken, ungefähr funfzehn Fuß hohen Pfählen eingezäunt, die aus ungeheuren Baumstämmen bestanden, welche mit Riemen von Baumrinde und hölzernen Pflöcken verbunden waren.

Fünf- oder sechshundert Schritt vor dem Atepetl befand sich der Kirchhof, dessen unangenehme Ausdünstungen die Geruchsnerven des Reisenden beleidigten, und ihm die Nähe eines Indianerstammes verkündeten.

Die Eingebornen von Amerika haben, wie die Ureinwohner von Oceanien eine seltsame Art, ihre Todten zu bestatten. Im Allgemeinen beerdigen sie ihre Leichen nicht, sondern legen sie vielmehr zwischen Himmel und

Erde hin. Nachdem sie dieselben sorgfältig in Decken und Bisamfelle gehüllt, legen sie sie auf ein von vier Pfählen getragenes Brett, das sich vierzig bis fünfzig Ellen über der Erde erhebt und lassen sie dort unter dem Einflusse des Regens und der Sonne langsam verwittern.

Jene seltsamen Gräber werden fortwährend von Raubvögeln umschwärmt, welche die halbzersetzten Leichen unter durchdringendem, mißtönendem Geschrei zerfleischen und sich an der ekelen Kost sättigen.

Zwei Monate nach der Schlacht bei Cerro-Pardo ritten mehre Reiter an dem Tage, wo unsere Erzählung wieder anhebt, ohngefähr eine Stunde vor Sonnenuntergang an einem prächtigen Nachmittage des September, den die Indianer Wasipi-Oni, d. h. Mond des Wind-Hafers, nennen, auf feurigen Mustangs, welche nach der Sitte der Wildniß aufgeputzt, nämlich mit mehren bunten Farben bemalt, und mit Federstutzen und zahlreichen Schellen geschmückt waren, einen gewundenen Pfad entlang, der während mehrerer Meilen den Biegungen des Rio-Sabina folgt und endlich beim Winter-Atepetl der Comanchen, den wir im Anfang des Kapitels geschildert haben, mündete.

Jene Reiter, fünf an der Zahl, waren mit Rifles, Aexten und Macheten bewaffnet. Sie trugen das baumwollne, um die Hüften gegürtete Hemd der Waldläufer, die Mitasse oder zweitheilige, an den Knöcheln befestigte Hose, die Pelzmütze und die indianischen

Mocksens. Obwohl jene Tracht derjenigen fast vollständig gleich ist, welche die meisten der Indianerstämme, die sich durch den beständigen Verkehr mit den Amerikanern eine Art Schein-Civilisation angeeignet, haben, konnte man doch die Reiter, sowohl an ihrem ungezwungenen Wesen, als an der hellern Färbung ihrer Haut, welche die heißen Sonnenstrahlen nicht im Stande gewesen, so dunkel zu färben, wie die der Ureinwohner, leicht als Weiße erkennen.

Ohngefähr zweihundert Schritt hinter jenen Reitern ritt ein sechster, der wie die übrigen gekleidet und ausgerüstet war, aber die ächt indianische Abkunft nicht verleugnen konnte. Statt der Pelzmütze trug er den Kopf unbedeckt; seine auf dem Wirbel zusammengebundenen und mit rothem Oker gefärbten Haare waren mit Riemen von Schlangenhaut zusammengebunden. Eine über seinem rechten Ohre angebrachte Falkenfeder, die neben seinem Kriegsbüschel wehte, deutete an, daß er unter seinen Landsleuten auf einen hohen Rang Anspruch mache, während die zahlreichen, an seinen Fersen befestigten Wolfsschwänze den berühmten Krieger verriethen. In der Rechten trug er einen aus einem ganzen Adlerflügel verfertigten Fächer, und in der Linken schwang er die kurzstielige Peitsche mit langem Riemen, welche die Sioux- und Comanchen-Indianer zu führen pflegen.

Jene Reiter beobachteten keine der, in der Prairie üblichen Vorsichtsmaßregeln, um sich vor einem Ueber-

falle des gewöhnlich am Wege der Reisenden lauern den Feindes zu sichern. An der Art, wie sie unter einander sprachen, sowie an den zerstreuten Blicken, welche sie über die Landschaft schweifen ließen, die mehr lange Gewohnheit als Vorsicht verriethen, erkannte man bald, daß die Männer an einen wohlbekannten Ort kamen, wo sie überzeugt waren, keine Arglist befürchten zu müssen.

Wären sie aber in ihr Gespräch nicht so sehr vertieft gewesen, und hätten ihre Blicke durch die dichte Laubhecke dringen können, welche die Straße mit ihrem duftigen Schatten bedeckte, so würden sie im Gebüsch und in den niederen Aesten der Bäume eine Bewegung wahrgenommen haben, welche wahrscheinlich durch das Vorüberkommen irgend eines Raubthieres verursacht wurde. Zuweilen hätten sie auch hinter dem Laube ein paar Augen können blitzen sehen, die mit einem Ausdrucke von Zorn und Haß auf sie gerichtet waren.

Jene Männer waren aber, obwohl sie als Waldläufer in jener Gegend in einem großen Rufe der Klugheit und fast wunderbaren Gewandtheit standen, wie gesagt, so sehr in ihr Gespräch vertieft, sie hielten sich so überzeugt, daß sie keine Schlinge zu fürchten hätten, ihre Augen und Ohren waren so wenig wachsam, daß sie taub und blind zu sein schienen, während doch in der Regel gerade ihnen das leiseste Geräusch oder der geringfügigste Gegenstand nicht ent=

ging, sondern mit jenem Forscherblicke gemustert wurde, der denjenigen eigen ist, deren Leben von einem Fehltritte oder einer übel berechneten Bewegung abhängt.

Als die Reisenden das Dorf bis auf die Entfernung eines Pistolenschusses erreicht hatten, hielten die Reiter inne, um dem Indianer, der ihnen folgte, Zeit zu lassen, sie einzuholen.

Sobald Letzterer es bemerkte, gab er seinem Pferde die Peitsche und stand im nächsten Augenblicke neben seinen Gefährten.

Er hielt jetzt sein Thier an und wartete stumm und gelassen, daß man ihn anrede.

„Was sollen wir jetzt thun, Häuptling?" fragte einer der Reisenden. „Sobald wir die Spitze, welche dort vorspringt, überschritten, haben wir das Dorf erreicht."

„Unsere bleichen Brüder sind tapfer, die Antilopen-Comanchen schätzen sich glücklich, sie zu empfangen und ihnen zu Ehren Pulver abzubrennen! Ein Häuptling wird allein nach dem Dorfe vorausgehen, um den Sachem ihre Ankunft zu verkünden."

„So geht denn, Häuptling, wir werden Euch hier erwarten."

„Eha! mein Bruder hat gut gesprochen."

Der Indianer hieb heftig auf sein Pferd, welches davon sprengte, und verschwand bald hinter dem Vorsprunge, welchen ihm die Jäger bezeichnet hatten.

Die Reiter stellten sich in eine Reihe und warteten unbeweglich mit der Hand an ihren Waffen.

Nach wenigen Minuten erhob sich ein donnerartiges Getöse; hierauf sah man plötzlich eine Anzahl Indianer zu Fuße und zu Pferde herbeieilen, welche ihre Waffen schwangen, ihre Flinten abfeuerten, heulten und in ihre langen Iskochetias bliesen, die aus menschlichen Röhrknochen gemacht, am Halse getragen und Kriegspfeifen genannt werden.

Die Jäger tummelten ihrerseits ihre Pferde, auf einen Wink desjenigen, der ihr Führer zu sein schien, und feuerten ihre Schießgewehre unter lautem Geschrei und Freudenbezeugungen ab.

Eine halbe Stunde lang war der Lärm wahrhaft betäubend, denn die Weiber und Kinder kamen auch herbei, heulten, bliesen in Hörner und schwenkten die Chichikuis, während die unzähligen halbwilden Hunde, welche die Indianer überall mit sich schleppen, mit rasendem Gebell einstimmten.

Ohne Zweifel waren die Fremdlinge, welche von den gewöhnlich so hochmüthigen und gemessenen Indianern so warm und herzlich aufgenommen wurden, große Freunde des Stammes. Im entgegengesetzten Falle würde man sich begnügt haben, sie durch eine Deputation der Häuptlinge am Eingange des Dorfes zu bewillkommnen, welche ihnen die Gastfreiheit des Atepetl angeboten hätten, ohne deshalb sämmtliche Tapfern und Krieger ihretwegen unter die Waffen zu rufen.

Plötzlich schwieg der Lärm, wie auf einen Zauberschlag; die indianischen Reiter stellten sich im Halbkreise vor den Jägern auf. — — — —

Wenige Schritte vor der Front bildeten vier der angesehensten Häuptlinge, welche prächtige Mustangs ritten, eine abgesonderte Gruppe.

Jene vollständig kriegmäßig bemalten und bewaffneten Krieger trugen die große Mahch=Akoub=Hachka, oder Federmütze, mit welcher nur diejenigen Krieger das Recht haben, sich zu schmücken, welche zahlreiche Scalps erbeutet haben; über ihre Schultern hingen prächtige Mato=Unk=Nappinde, oder Halsbänder, die aus fünf Zoll langen, an der Spitze weißlichen Klauen des grauen Bären bestanden. In ihrem Nacken flatterte in reichen Falten der Mih=Ihé, oder Mantel von weißem Bisamfell, dessen innere Seite roth bemalt und mit Darstellungen ihrer Heldenthaten verziert ist. In der einen Hand trugen sie ihre Eruhpa oder Flinte, und in der andern einen Fächer, der aus dem Flügel des weißköpfigen Adlers bestand.

Jene prächtig geschmückten indianischen Krieger hatten etwas Imposantes und Achtunggebietendes.

Die Indianer und die Jäger standen sich bereits seit ungefähr sieben bis acht Minuten unbeweglich und stumm gegenüber, als sich plötzlich ein neuer Reiter zeigte, der mit verhängtem Zügel vom Dorfe heransprengte, derselbe war offenbar ein Weißer; er trug die Kleidung der Waldläufer, und zwei prächtige Jagd=

hunde hüpften und sprangen zu beiden Seiten seines Pferdes einher.

Bei dem Anblicke des neuen Ankömmlings erhoben die Indianer ein lautes Jubelgeschrei und riefen:

„Der große Tapfere der Antilopen-Comanchen, Treuherz, Treuherz!“

Jener Krieger war in der That Treuherz, der mexikanische Jäger, welchen wir bereits öfters im Laufe gegenwärtiger Erzählung erwähnt haben.

Er begrüßte die Krieger mit einer Handbewegung und stellte sich unter die Häuptlinge, welche ehrerbietig zur Seite wichen, um ihm Platz zu machen.

„Mein Bruder, der Schwarze Hirsch, hat mir die Ankunft großer Freunde unsres Volkes in unserm Stamme gemeldet,“ sagte er, „und ich habe mich beeilt, ihrem Empfange beizuwohnen.“

„Warum hat Wah-Rush-A-Menec den Schwarzen Hirsch, unsern Bruder, den großen Tapfern des Stammes nicht begleitet?“ entgegneten die Häuptlinge.

„Der Sachem ist im Dorfe zurückgeblieben, um die Einrichtung des Medicin-Calli zu überwachen.“

Die Häuptlinge verneigten sich, ohne zu antworten.

Treuherz spornte hierauf sein Pferd an und ritt den Jägern entgegen, die sich ihrerseits in Bewegung setzten, um zu ihm zu kommen.

„Seid willkommen hier, Ruhig,“ sagte Treuherz, „Ihr und Eure Gefährten werdet schon lange mit Ungeduld erwartet.“

„Sehr verbunden," antwortete Ruhig, indem er die Hand drückte, welche ihm der Jäger reichte; „seit unsrer Trennung hat sich Manches ereignet, und es ist jedenfalls nicht unsere Schuld, daß wir nicht früher gekommen sind."

Die fünf weißen Jäger waren in der That unsere alten Bekannten: Ruhig, Lanzi, Quoniam, John Davis und Fray Antonio.

Wie kam es, daß sich der Amerikaner Davis und der Mönch Antonio zu den Waldläufern gesellt hatten? Das werden wir an geeigneter Stelle erklären.

Nachdem Treuherz sein Pferd anmuthig herumgeschwenkt, faßte er Ruhig bei der rechten Hand und beide begaben sich in langsamem Schritte zu den übrigen Häuptlingen.

„Ihr Sachem von dem Stamme der Antilopen," sagte er, „der bleiche Jäger ist mein Bruder; sein Herz ist gut, sein Arm stark und seine Zunge nicht gespalten; er steht bei seinem Volke im Rufe großer Tapferkeit und ist klug am Berathungsfeuer; liebt ihn, denn der Herr des Lebens schützt ihn und hat sein Herz aufgeschlossen, damit sein Blut rein und die Worte seines Mundes eines weißen Kriegers würdig seien."

„Uah!" antwortete Einer der Sachem, indem er sich verbindlich vor den Jägern verbeugte, „die Comanchen sind große Krieger, wer vermöchte die Ausdehnung der Jagdreviere zu ermessen, welche ihnen der

große Geist verliehen hat? Sie sind die Herren der rothen Menschen, weil ihre Fersen, in Folge ihrer Tapferkeit, mit zahlreichen Wolfsschwänzen verziert sind. Mein bleicher Bruder und seine Krieger werden in das Atepetl einziehen; man wird ihnen Calli, sowie Pferde und Frauen anweisen, welche Letztere ihre Waffen tragen und ihre Speisen bereiten sollen, und der Stamm der Antilopen-Comanchen wird sich um fünf Tapfere vermehrt haben; ich habe gesprochen. Habe ich gut geredet, Ihr mächtigen Männer?"

„Häuptling!" antwortete Ruhig, „ich danke Euch für den freundlichen Empfang, den Ihr mir bereitet. Mein Bruder Treuherz hat Euch in Hinsicht meiner Gesinnung gegen Euer Volk die Wahrheit gesagt. Ich liebe die rothen Menschen und namentlich die Comanchen, welche unter allen Völkern der Prairien das edelste und tapferste sind, und sich mit Recht die „Königin der Prairien" nennt; denn die Schlachtrosse und Tapferen desselben durchstreifen sie nach allen Richtungen, ohne daß es Jemand wagen dürfte, sie zu hindern. Ich nehme in meinem und meiner Gefährten Namen die Gastfreundschaft an, die man uns so herzlich bietet, und unser kluges und gemäßigtes Benehmen soll beweisen, wie dankbar wir eine so hohe Gunst erkennen."

Der oberste Sachem nahm hierauf mit würdevoller Geberde seinen Bisammantel ab, warf ihn über die

Schultern des Jägers und die übrigen Häuptlinge thaten ein Gleiches mit den Gefährten desselben.

„Ihr Krieger und Tapfern des mächtigen Stammes der Antilopen," sagte er, indem er sich zu den Indianern wendete, die noch stumm und unbeweglich da standen, „jene Bleichgesichter sind fortan unsere Brüder. Wehe dem, der sie beleidigt."

Bei diesen Worten fing das Jubel- und Hurrahgeschrei von Neuem an, und die Indianer legten die größte Freude an den Tag.

Vielleicht war dieselbe im Grunde nicht so lebhaft, als es den Anschein hatte, oder wurde wenigstens nicht von allen Anwesenden getheilt. Aber diejenigen, welche die Aufnahme der Waldläufer in den Stamm tadelten, verbargen ihre Unzufriedenheit sorgfältig und vielleicht waren sie es gerade, welche die lärmendste Freude an den Tag legten.

Die indianische Politik, welche darin, wie in vielem Andern sehr logisch ist, gebietet die Freundschaft der Weißen zu suchen, deren anerkannte Geschicklichkeit in der Handhabung der Waffen den Indianern, neben ihrer genauen Kenntniß der Sitten der Ureinwohner, bei mancher Gelegenheit von großem Nutzen sein kann, sei es entweder bei den endlosen Kriegen, welche die Stämme unter einander führen, oder um sich gegen die Soldaten, die Civicos oder bewaffneten Colonisten zu vertheidigen, welche die Regierungen der civilisirten Länder, die sie umgeben, gegen sie abschicken, um sich

für die Ueberfälle in das Gebiet der Weißen zu rächen, welche die Indianer nur zu häufig unternehmen und die ihnen zum Vorwande der unerhörtesten Grausamkeit dienen, die unvermeidliches Unglück nach sich zieht.

Nachdem die von uns zuletzt geschilderte Ceremonie beendet war, nahmen die indianischen Sachem die weißen Jäger in ihre Mitte, stellten sich wieder an die Spitze ihrer Krieger und sprengten im Galopp nach dem Dorfe.

Der Weg war nicht lang und wurde in kaum einer Viertelstunde zurückgelegt.

Am Eingange des Dorfes erwartete sie Wah-Rush-A-Menec, der schwarze Hirsch, umgeben von den angesehensten und weisesten Häuptlingen des Stammes. Er stellte sich, ohne ein Wort zu sagen, an die Spitze des Zuges, der sich bis auf den in der Mitte des Dorfes befindlichen freien Platz an die Arche des ersten Menschen begab.

Dort angelangt, machten die Indianer plötzlich Halt, als ob die Füße ihrer Pferde in den Boden gewurzelt wären.

Jetzt stellte sich der Schwarze Hirsch vor den Eingang der Medicin-Hütte, zwischen den Hachesto, der das Totem des Stammes in der Hand hielt, und den Pfeifenträger, der das heilige Calumet hielt.

„Wer sind die bleichen Männer, welche das Ate-

petl der Antilopen-Comanchen als Freunde betreten?" sagte er, zu Treuherz gewendet.

„Es sind Brüder, welche verlangen, sich in den Calli der rothen Menschen an ihrem Heerde niederzulassen," antwortete dieser.

„Gut," erwiderte der Schwarze Hirsch. „Jene Männer sind unsere Brüder; das Berathungsfeuer ist angezündet, sie können sich mit uns in die Hütte der großen Medicin begeben, am Berathungsfeuer Platz nehmen und mit dem Sachem des Volkes den Moriche in den heiligen Calumet tauchen."

„Es geschehe, wie mein Bruder gesagt hat," antwortete Treuherz.

Der schwarze Hirsch erhob jetzt befehlend die Hand, der Hachesto schlug den Vorhang der Hütte zurück und die Häuptlinge traten in Begleitung der Jäger ein.

Die Medicin-Hütte war nicht nur weit geräumiger, als die übrigen Calli des Dorfes, sondern auch sorgfältiger gebaut. Die Bisamfelle, mit welchen sie bedeckt war, zeigten auf rothem Grunde eine Unzahl schwarzer Malereien, eine Art heiliger Hyeroglyphen, welche nur die Männer der Medicin und die angesehensten Sachem des Stammes, die das Geheimniß des Kriegspfades kannten, zu deuten vermochten.

Das Innere der Hütte war vollständig leer. In der Mitte derselben war ein rundes Loch, etwa eine

Elle tief in den Boden gegraben; in demselben lag das nöthige Holz und die Kohlen bereit.

Als sämmtliche Häuptlinge eingetreten waren, ließ der Hachesto den Eingangsvorhang wieder fallen. Jetzt umringte eine Anzahl auserwählter Krieger die Hütte von Außen, um die Neugierigen fern zu halten und das Geheimniß der Verhandlung zu bewahren.

Die Indianer sind strenge Beobachter der Vorschriften der Etikette. Alles ist bei ihnen mit einer Genauigkeit festgestellt, welche man von halbwilden Völkern kaum erwarten sollte, und Jeder ist bei harter Strafe verpflichtet, sich der herkömmlichen Sitte zu fügen.

Wir haben dieselben, um einen Begriff von jenen seltsamen Gebräuchen zu geben, auf das Genaueste geschildert.

So wußte der Schwarze Hirsch sehr gut, wer die bleichen Männer wären, die im Dorfe angekommen, denn er hatte ihnen selbst als Führer gedient. Die Etikette forderte aber, daß er sie so empfange, wie er es that, wenn er den übrigen Häuptlingen nicht durch seinen Mangel an Lebensart Aergerniß geben wollte, welchen Verstoß gegen das Herkommen die Fremden wahrscheinlich hätten büßen müssen.

Die Häuptlinge kauerten sich stillschweigend in die Mitte der Hütte. Der Hachesta reichte jetzt dem Schwarzen Hirsch einen Medicin-Stab, an dessen äußerstem Ende ein Stück angezündetes Fackelholz be-

festigt war, womit der Sachem das Feuer des Herdes anzündete.

Nun trat der Pfeifenträger in die Loge, der das heilige Calumet, welches den Boden nicht berühren darf, auf der Schulter trug.

Gewöhnlich wird einer der angesehensten Krieger des Stammes, der in Folge einer erhaltenen Wunde dienstunfähig geworden ist, zum Pfeifenträger erwählt.

Das heilige Calumet ist eine Pfeife, deren gewöhnlich aus Ahornholz gedrehtes Rohr zwischen neun und elf Fuß lang ist. Dasselbe wird mit Federn, Glasperlen und Schellen reichlich verziert; der Pfeifenkopf wird von einem rothen Steine gefertigt, der sich nur an gewissen Stellen des Felsengebirges findet, wo ihn die Indianer, trotz der Beschwerden und Schwierigkeiten der Reise, unverdrossen herüberholen. Wenn der Stein nicht vollständig roth ist, wird er sorgfältig roth gefärbt.

Die indianischen Sachem bedienen sich des heiligen Calumet nur bei feierlichen Gelegenheiten, wenn man Gäste empfängt, eine Kriegserklärung entgegen nimmt oder einen Häuptling wählt. Den Tabak, welchen man im Calumet verbraucht, nennt man Morichee, und hält ihn ebenfalls heilig. Es ist eine narkotische Pflanze, welche mit dem Tabak einige Aehnlichkeit hat. Man wäscht jenes Kraut, ehe man sich desselben bedient, worauf man es in Branntwein einweicht, trocknet, und dann mit gewöhnlichem Tabak vermischt. Jenes

Verfahren wird von den Männer der Medicin oder Zauberern besorgt, welchen allein das Recht zukommt, den Morichee aufzubewahren, ohne daß sie die Befugniß hätten, sich desselben zu ihrem Privatgebrauche zu bedienen.

Auf einen Wink des Schwarzen Hirsches zündete der Pfeifenträger das Calumet mit dem Medicinstabe an, worauf er dem Häuptling das Mundstück reichte, während er den Pfeifenkopf in der rechten Hand behielt.

Der Schwarze Hirsch that zwei kräftige Züge, blies den Rauch nach den vier Weltgegenden und sagte:

„Herr des Lebens, mächtiger Waconda, möchte der Geruch des Morichee Dir wohlgefallen; blicke uns, Deine vielgeliebten Kinder, günstig an; so wie ich Dir den Rauch entgegen blase, hauche uns die Weisheit ein, die den Vorsitz in unserem Rathe führen soll."

Nachdem der Schwarze Hirsch also gesprochen, that er noch zwei Züge, worauf er dem Nächsten das Calumet reichte. Letzterer sog den Rauch des Calumet schweigend ein und reichte ihn dann seinem Nachbar.

Das Calumet wurde auf solche Weise herumgereicht, bis es wieder in die Hände des Schwarzen Hirsches kam, der es schweigend ausrauchte. Nachdem das geschehen war, schüttete der Pfeifenträger die Asche in das Feuer und sagte:

„Der Herr des Lebens hat die Gabe der Comanchen-Sachem angenommen. Sämmtliche Gebräuche

sind beobachtet worden, die Anzeichen sind günstig, der Rath ist daher eröffnet."

Nach diesen Worten entfernte sich der Pfeifenträger und die Häuptlinge blieben allein.

Wir wollen die Reden nicht wiederholen, welche bei der Gelegenheit gehalten wurden. Die Wilden, wie wir sie mit Unrecht nennen, haben einen großen Vorzug vor uns voraus; in ihren parlamentarischen Sitzungen lassen sich die Redner nie zu persönlichen Angriffen, Schmähungen oder Beleidigungen gegen ihre politischen Gegner hinreißen. Es geht im Gegentheile Alles den geregeltsten Gang; ein Jeder ergreift nach der Reihe das Wort, ohne jemals unterbrochen zu werden; hat man hierauf eine Frage hinreichend beleuchtet, so faßt der älteste Häuptling die ausgesprochenen Ansichten zusammen, sammelt die Stimmen, welche durch eine einfache Kopfbewegung abgegeben werden, und damit ist die Sache zu Ende.

Dieses Mal hatte der Rath zwei wichtige Fragen zu berathen.

Erstlich handelte es sich darum, einen großen Kriegszug gegen die Bisam-Apachen zu unternehmen, welcher räuberische Stamm zu wiederholten Malen die Pferde der Comanchen, sogar aus den Ställen herausgestohlen hatte und an welchem sich die Sachem glänzend zu rächen wünschten.

Zweitens verlangte Ruhig durch Treuherz' Vermittelung, der sich im Rathe eines bedeutenden Ein-

flusses zu erfreuen hatte, eine Anzahl auserlesener Krieger, ungefähr fünfzig an der Zahl, welche unter der Führung Treuherz' einen Kriegszug unternehmen sollten, dessen Zweck er augenblicklich nicht enthüllen konnte, der aber von großer Wichtigkeit war, und dessen Gelingen seinen Bundesgenossen zu eben so großem Nutzen gereichen würde, wie ihm selbst.

Die erste Frage war nach einigen Hin- und Widerreden einstimmig bejahend entschieden worden. Der Rath schickte sich an, zur Verhandlung der zweiten zu schreiten, als sich ein ziemlich starkes Geräusch von Außen erhob, der Vorhang der Medicinhütte zurückgeschlagen wurde und der Hascheſto eintrat.

Wir wollen hier kurz einschalten, was der Hascheſto in einem indianischen Dorfe bedeutet, und worin sein Amt besteht.

Der Hascheſto ist ein Mann, der eine kräftige, starktönende Stimme besitzen muß. Er vertritt bei den Rothhäuten die Stelle der öffentlichen Ausrufer. Er hat die Nachrichten zu verkünden und den Kriegsrath zusammenzuberufen. Der Hascheſto trat also ein.

Der schwarze Hirsch warf ihm einen strengen Blick zu.

„Wenn die Häuptlinge in der Medicinhütte versammelt sind," sagte er, „dürfen sie nicht gestört werden."

„Mein Vater Wah-Rush-A-Menec redet gut,"

antwortete der Indianer demüthig, indem er sich ehrerbietig verneigte, „sein Sohn weiß es.“

„Warum ist mein Sohn also ohne den Befehl der Sachem eingetreten?“

„Weil fünf Krieger der Bisam-Apachen im Dorfe angekommen sind.“

„Uah! Wer ist der Tapfere, der sie gefangen genommen hat? Warum hat man sie nicht scalpirt? Zieht er etwa vor, sie an den Marterpfahl zu binden?“

Der Hascheſto schüttelte verneinend mit dem Kopfe.

„Mein Vater irrt sich,“ sagte er. „Jene Krieger sind von keinem der Unsrigen gefangen genommen worden, sondern frei.“

„Ooehſt!“ rief der Schwarze Hirsch verwundert aus, „wie sind sie denn in das Dorf gekommen?“

„Vor aller Augeu und ungehindert. Sie gaben sich für Abgesandte aus.“

„Abgesandte? Welcher Häuptling ist an ihrer Spitze?“

„Der Blaue Fuchs.“

„Der Blaue Fuchs ist ein tapferer Krieger. Er ist gefürchtet im Kampfe, sein Arm hat meinen Söhnen viele Scalps genommen, und seine Hand ihnen viel Haare gekostet. Seine Gegenwart ist aber den Comanchen unangenehm. Was will er?“

„In die Medicinhütte kommen und den Sachem den Auftrag ausrichten, den er erhalten hat.“

„Aschete! Es ist gut," antwortete der Schwarze Hirsch, indem er die Mitglieder des Rathes fragend ansah.

Dieselben antworteten mit einem bejahenden Kopfnicken.

Treuherz erhob sich.

„Meine bleichen Brüder und ich, dürfen der Berathung, die Statt finden soll, nicht beiwohnen," sagte er; „die Häuptlinge werden uns gestatten, zu gehen."

„Treuherz ist ein Sohn der Comanchen," antwortete der Schwarze Hirsch, „sein Platz ist unter uns; denn so jung er auch an Jahren ist, so groß ist seine Erfahrung und Klugheit. Es geschehe aber nach seinem Willen, die bleichen Jäger können gehen. Sollten die Häuptlinge Treuherz bedürfen, so werden sie ihn bitten lassen, zu kommen."

Der junge Mann verneigte sich feierlich und entfernte sich in Begleitung der Jäger, die, wie wir bekennen müssen, erfreut waren, die Medicinhütte verlassen zu können, denn sie empfanden das Bedürfniß, sich von den Strapatzen ihrer langen Wanderung über unwegsame Pfade zu erholen.

Achtes Kapitel.

Die Gastfreundschaft.

Wir haben früher erwähnt, daß mehre Calli für die Jäger in Bereitschaft gesetzt worden waren. Dieselben waren zwar ebenso gebaut, wie die der Indianer, aber für Männer, welche an das Leben in der Wildniß gewöhnt, die städtischen Bequemlichkeiten verachten und mit dem streng Nothwendigen zufrieden zu sein pflegen, ziemlich bequem eingerichtet.

Nachdem sie die Medicinhütte verlassen, führte Treuherz die Reisenden in zwei aneinander stoßende Calli, winkte dann Ruhig, ihm zu folgen, und überließ den Jägern die Sorge, sich einzuquartieren, so gut sie konnten.

„Ich hoffe, lieber Freund," sagte er zu dem Tigertödter, „daß Ihr die Gastfreundschaft annehmen werdet, die meine bescheidne Wohnung zu bieten vermag."

„Warum wollt Ihr Euch meinetwegen beengen?" antwortete der Canadier, „ich bin mit Wenigem zufrieden

und versichere, daß ich mich bei meinen Gefährten sehr wohl befinden würde."

„Ihr seid mir in keiner Weise unbequem, mein Freund; es gereicht mir im Gegentheil zum größten Vergnügen, Euch einen Platz an meinem Heerde anbieten zu können."

„Wenn dem so ist, so wende ich nichts mehr ein; verfügt über mich."

„Ich danke Euch, kommt!"

Sie schritten, ohne weiter etwas zu sagen, über den freien Platz des Dorfes, der gegenwärtig ziemlich einsam war, denn die Nacht war längst angebrochen und die meisten Indianer hatten sich in ihre Häuser zurückgezogen.

Aus dem Innern der Calli ertönte aber Gesang und Gelächter, welches verrieth, daß die Indianer zwar in ihren Häusern, aber noch völlig munter seien.

Wir bemerken hier beiläufig, daß viele Reisende, welche die Indianer nur flüchtig gesehen und nicht Zeit gefunden haben, den Charakter derselben zu studiren, dieselben als finster, verschlossen und einsilbig schildern und behaupten, daß sie nie lachen. Das ist ein großer Irrthum. Die Rothhäute sind im Gegentheile unter sich sehr munter und lieben es besonders, sich Geschichten zu erzählen. Gegen Fremde aber, deren Sprache sie nicht verstehen und welche die ihrige nicht kennen, sind sie zurückhaltend und reden nur, wenn sie durchaus dazu gezwungen werden, denn da

sie sehr empfindlich sind, fürchten sie, sich lächerlich zu machen, wovor sie sich vor Allem scheuen.

Nachdem Treuherz zwischen den unregelmäßig umherstehenden Calli eine Zeit lang umhergeschritten, blieb er vor einer Wohnung stehen, deren seltsames Aeußere sogar Ruhig in Erstaunen setzte, der sich sonst nicht leicht über etwas wunderte.

Jenes Calli, welches unter anderen Umständen sehr gewöhnlich erschienen wäre, mußte in einem indianischen Dorfe mit Recht auffallen.

Es war ein ziemlich geräumiger, auf mexikanische Art erbauter Rancho, dessen Lehmwände mit einem blendend weißen Bewurfe bedeckt waren.

Derselbe bildete ein längliches Viereck; das Dach war flach und vor der Thüre erhob sich, wie es in Mexiko allgemein gebräuchlich ist, ein aus sechs starken, unter einander verbundenen Baumstämmen gebildeter Vorbau, der mit einem Azotea versehen war.

Zu beiden Seiten der Thüre waren Fenster in der Front angebracht, welche mit Glasscheiben versehen waren, was in jenen uncivilisirten Regionen als ein wahres Wunder erschien.

Unter dem Vordache saß ein Mann von ungefähr fünfzig Jahren, der die mexikanische Kleidung trug und rauchte, auf einem Cajuipal sitzend, seine Cigarette. Jener lange hagere Mann, dessen Haar bereits anfing zu ergrauen, hatte jene zwar gelassene aber kluge und entschlossene Miene eines Menschen, der viel

gelitten hat. Sobald ihn die Rastreros, welche bisher Treuherz keinen Schritt verlassen hatten, erblickten, sprangen sie mit freudigem Gebell auf ihn zu, schmiegten sich an ihn und überhäuften ihn mit Liebkosungen.

„Ach!" sagte der Mann, indem er aufstand und den Jäger ehrerbietig grüßte, „seid Ihr es, Mi Amo, Ihr kommt spät!"

Die Worte wurden in dem herzlichen Tone gesprochen, der in dem Munde eines alten treuen Dieners so anziehend war.

„Das ist wahr, No Eusebio," antwortete der junge Mann lächelnd, indem er die Hände des Greises drückte, welchen diejenigen unter unseren Lesern, denen die „Trapper von Arkansas" bekannt sind, sicherlich wieder erkannt haben. „Ich bringe einen Freund mit."

„Er soll willkommen sein!" entgegnete No Eusebio. „Wir werden uns bemühen, ihn so viel wie möglich so aufzunehmen, wie er es verdient."

„Beruhigt Euch, Gevatter," antwortete Ruhig munter, „ich bin kein anspruchsvoller Gast und werde Euch nicht viel Ungelegenheit machen."

„Treten wir ein, mein Freund," sagte Treuherz, „ich möchte meine Mutter nicht länger warten lassen."

„Die Sennora ist immer sehr besorgt, wenn Ihr lange ausbleibt."

„Meldet uns, No Eusebio, wir folgen Euch."

Der Diener wandte sich, um zu gehorchen, aber die Rastreros hatten der Mutter des Jägers die Rück=

kehr desselben bereits gemeldet, indem sie wie toll in das Haus stürmten. Die Dame erschien daher eben in der Thüre, als sich die drei Männer anschickten, einzutreten.

Wir finden Donna Jesus Carillas nicht als die junge reizende Frau wieder, die uns in dem Prologe zu den Trappern durch ihre zarte ideale Schönheit entzückte. Acht lange Jahre voll Sorgen, Schmerzen und Angst waren unterdessen verstrichen. Zwar war sie noch immer jung und schön, aber der glühende Hauch des Unglücks hatte ihre Schönheit gereift. Ihre bleiche Stirn und ihre ruhigen Züge hatten jenen Charakter erschütternder Ergebung, welche nur die Kunst der Alten in dem bewunderungswürdigen Kopf der Melancholia wiederzugeben vermocht hat.

Sobald sie ihren Sohn erblickte, blitzte ein Freudenstrahl in ihrem Auge, doch war das Alles.

„Caballero," redete sie den Canadier mit sanfter, wohlklingender Stimme lächelnd an, „tretet ein in das bescheidene Haus, wo man Euch schon lange ungeduldig erwartet. So klein unser Herd auch ist, findet ein Freund an demselben immer Platz."

„Sennora," antwortete der Jäger mit einer Verbeugung, „Euer Empfang erfüllt mich mit Freude. Ich werde bemüht sein, mich eines so großen Wohlwollens würdig zu zeigen."

Sie traten ein.

Das Innere des Rancho entsprach dem Aeußern vollkommen.

Von einem Balken hing ein Candil herab, das ein ziemlich geräumiges Zimmer erhellte, dessen Ausstattung aus etlichen Equipals, zwei Boutakka's, einem Tische und einem Büffet bestand, welche Geräthe sämmtlich mit der Axt zugehauen und zart zusammengesetzt waren. An den weiß getünchten Wänden hingen vier jener colorirten Bilder, mit welchen der Pariser Handel beide Welttheile überschwemmt. Von jenen Bildern stellte das erste Napoleon auf dem St. Bernhard, das zweite Iturbides, jenen mexikanischen General, der sechs Monate lang Kaiser war und wie Murat von seinen eigenen Unterthanen erschossen wurde; das dritte unsern Herrn Jesus Christus, zwischen den beiden Schächern am Kreuze hängend, und das vierte endlich Nuestra Sennora de las Dolores vor. Vor den beiden letzten Bildern hingen Lampen, welche Tag und Nacht brannten.

Wir haben während unserer langen Wanderungen Gelegenheit gefunden, eine seltsame Bemerkung zu machen: daß nämlich der Name des Kaisers Napoleon I. nicht nur bis nach Asien, Amerika, Afrika und das entlegene Oceannien gedrungen, sondern daselbst fast göttlich verehrt ist. Ich habe sogar bei den Potozuden, jenen ungebändigten Horden, welche in den Urwäldern Brasiliens hausen, sein Portrait wiedergefunden. Welchen Zauber übt denn jener merkwür=

dige Mann über die ganze Menschheit aus? Man würde vergebens nach der Lösung des Räthsels forschen; vergebens suchen zu ergründen, durch welche unerhörte Verwickelung von Umständen der Ruf des erhabenen Heldengedichtes des ersten Kaiserreiches bis in jene großartigen Waldeinsamkeiten gedrungen ist, wohin sich sonst kein Laut aus der civilisirten Welt verirrt.

Nie gelangt ein Europäer zu einem Indianer-Stamme, ohne daß ihn die Häuptlinge über Napoleon ausfragen und sich von ihm einzelne Züge aus seiner Regierung erzählen lassen. Und, seltsamer Weise, lassen sich jene Naturvölker nicht einreden, daß er gestorben ist: wenn man es ihnen sagt, so lächeln die Häuptlinge schlau. Eines Tages bat ich in der Apachuria nach einer langen Jagd eine Anzahl Opatas-Indianer um gastfreundliche Aufnahme. Der Häuptling derselben hatte nicht sobald erfahren, daß ich ein Franzose sei, als er mich auch nach dem Kaiser fragte. Nach einer ziemlich langen Unterhaltung schloß ich in einer Weise, welche den Menschen, die mir aufmerksam zuhörten, verständlich war, mit dem, nach langem, schmerzvollem Kampfe eingetretenen Tode des großen Mannes. Der Häuptling, ein ehrwürdiger alter Krieger, fiel mir jetzt ins Wort, legte, um meine Aufmerksamkeit auf sich zu lenken, seine rechte Hand auf meinen linken Arm, während er mit der linken auf die Sonne deutete, deren feuriger Ball in einer

Purpurwolke am Horizonte sank und fragte mich mit seltsamem Lächeln:

„Stirbt sie?“

„Nein, gewiß nicht,“ antwortete ich, ohne zu begreifen, was die Rothhaut damit sagen wollte.

„Uah!“ fuhr er fort, „warum sollte der große bleiche Häuptling sterben, da die Sonne, deren Sohn er ist, nicht stirbt?“

Die Indianer jubelten diesen Worten Beifall zu; ich bemühte mich vergebens, sie eines Besseren zu belehren, und mußte ihnen endlich, des Streitens müde, Recht geben.

Alle meine Mühe hatte nur ein Resultat: sie von der Unsterblichkeit des Helden, den sie sich gewöhnt haben, wie einen Gott zu betrachten, noch fester zu überzeugen.

Ich glaube übrigens, daß man in Frankreich, wenn man sich die Mühe geben wollte, zu suchen, auch Bauern treffen würde, welche derselben Ueberzeugung leben.

Indem wir den Leser wegen der langen Abschweifung um Entschuldigung bitten, nehmen wir unsere Erzählung an der Stelle wieder auf, wo wir sie unterbrochen hatten.

Donna Jesus und No Eusebio waren darauf bedacht, eine einfache Mahlzeit für die Reisenden zu bereiten, die sich Alle, besonders Ruhig, der eben eine lange Wanderung zurückgelegt hatte, mit jenem Be-

hagen niederließen, welches man empfindet, wenn man nach bedeutenden Anstrengungen an einem Ruhepunkte der Wildniß einen flüchtigen Abglanz der Civilisation findet.

Die Mahlzeit war höchst einfach. Sie bestand aus Bohnen mit rothem Pfeffer, einem Stück Wildpret und Maistortillas, nebst Smilar=Wasser mit einigen Schluck Pulque, was in jener Gegend und in Mitten der Comanchen ein unerhörter Luxus war; denn jener Indianer=Stamm ist der einzige, der keine geistigen Getränke genießt, und den man nie hat überreden können, davon zu kosten.

No Eusebio hatte neben den Jägern Platz genommen.

Donna Jesus bediente die Gäste und sorgte mit jener zarten Aufmerksamkeit für ihr Wohl, welche man in unseren civilisirten Ländern so selten findet, weil dort Alles, selbst eine freundliche Aufnahme, bezahlt werden muß.

Nach beendeter Mahlzeit standen die drei Männer auf und nahmen an einem Brasero Platz, das ist ein kupfernes, mit heißer Asche gefülltes Becken, und fingen an zu rauchen.

Die Hunde lagerten sich als wachsame Hüter quer vor die Thüre, streckten den Kopf vor sich hin und spannten das Ohr.

Im Dorfe herrschte die tiefste Stille; Gesang und

Gelächter war allmählich verstummt; die Indianer schliefen oder schienen zu schlafen.

Donna Jesus hatte in einem Winkel des Zimmers mit Pelzdecken ein Lager bereitet, das einem Manne, der im Laufe seines bewegten Lebens größtentheils auf der nackten Erde geschlafen hatte, köstlich erscheinen mußte, und sie war im Begriffe, den Jäger aufzufordern, sich der Ruhe zu überlassen, als die Hunde den Kopf schnell emporrichteten und anfingen, leise zu knurren.

Im nämlichen Augenblicke wurde zwei Mal leise an die Thüre des Rancho geklopft.

„Es ist ein Freund," sagte Treuherz; „macht auf, Eusebio."

Der Diener gehorchte. Ein Indianer trat ein; es war der Schwarze Hirsch.

Die Miene des Häuptlings war finster; er grüßte die Anwesenden durch ein leises Kopfnicken, und setzte sich, ohne ein Wort zu sprechen, auf einen Equipal, der am Brasero für ihn bereit stand.

Die Jäger kannten den indianischen Charakter zu genau, um den Häuptling auszufragen, so lange es ihm nicht selbst gefiel, das Schweigen zu brechen. Ruhig nahm aber seine Pfeife aus dem Munde, und reichte sie dem Schwarzen Hirsch, welcher anfing zu rauchen, nachdem er seinen Dank mit einer jener pathetischen Geberden ausgedrückt hatte, die den Indianern eigen sind.

Es folgte eine ziemlich lange Pause, worauf der Häuptling aufblickte.

„Die Sachem haben die Berathungshütte verlassen," sagte er.

„So," entgegnete Treuherz, um nur etwas zu sagen.

„Es ist weder ein Beschluß gefaßt, noch eine Antwort an den Gesandten geschickt worden."

„Die Sachem sind vorsichtig und wollen sich erst bedenken."

Der Häuptling nickte bejahend.

„Will mein Bruder Treuherz wissen, was seit seiner Entfernung aus dem Rathe geschehen ist?" sagte er.

„Mein Bruder ist bekümmert, sein Herz ist traurig: er rede, die Ohren eines Freundes stehen offen."

„Erst wird der Häuptling essen," bemerkte Donna Jesus, „er ist lange in der Berathungshütte geblieben; die Cihuatl (Frauen) haben die Abendmahlzeit nicht bereitet."

„Meine Mutter ist gut," antwortete der Angeredete lächelnd; „der Schwarze Hirsch wird essen; er ist hier im Hause seines Herzensbruders, denn die Krieger haben ihre Pferde und Waffen ausgetauscht."

„Wer hat die Indianer die rührende Sitte gelehrt, sich einen Freund zu wählen, mit welchem sie ihre Waffen und Pferde austauschen, und der ihnen

von Stunde an theurer ist, als ob er ihnen durch Blutsverwandtschaft angehörte?

Der Schwarze Hirsch und Treuherz hatten in der That einen solchen Tausch gemacht.

„Meine Mutter wird sich schlafen legen, ich werde meinen Bruder bedienen," sagte Treuherz.

„So geschehe es," fügte die Rothhaut hinzu: „meine Mutter bedarf der Ruhe, denn die Nacht ist vorgerückt."

Donna Jesus sah, daß die drei Männer in's Geheim mit einander zu reden hatten. Sie entfernte sich daher, nachdem sie ihren Gästen gute Nacht gewünscht hatte, ohne etwas einzuwenden. No Eusebio, der seine Gegenwart für überflüssig erachtete, war nach der Ankunft des Indianers zu Bette gegangen, das heißt, er streckte sich in seine Hängematte, die unter dem Vordache des Hauses hing, die Rastreros legten sich zu seinen Füßen, so daß Niemand ein= oder ausgehen konnte, ohne ihn zu wecken.

Nachdem aß der Schwarze Hirsch, mehr aus Höflichkeit als aus Hunger, schnell einige Bissen und ergriff dann wieder das Wort:

„Mein Bruder Treuherz ist jung," sagte er, „aber seine Weisheit ist groß; die Häuptlinge vertrauen ihm, und haben ohne seinen Rath nichts beschließen wollen."

„Meine Brüder wissen, daß ich ihnen ergeben bin. Mein Bruder rede, ich werde antworten."

„Der Blaue Fuchs ist heute in das Dorf gekommen.“

„Ich habe ihn gesehen.“

„Gut! die Häuptlinge seines Volkes schicken ihn her; der Blaue Fuchs hat das Fell des schüchternen Asshata übergezogen, seine Rede ist sanft und seine Worte honigsüß; aber der Bisam kann nicht springen wie der Elennhirsch, und der Sperber keine Taube werden.“

„Man hat ihn also ablehnend beschieden?“

„Nein: man wollte erst den Rath meines Bruders einholen.“

„Eah! worüber?“

„Mein Bruder höre. Die Bleichgesichter jenseits des Mecha=Chebi haben das Beil ausgegraben, und bekriegen einander seit mehreren Monden, wie mein Bruder weiß.“

„Allerdings, Häuptling, so gut wie Ihr. Was kümmert es aber uns? Ein Streit zwischen den Weißen kann uns in keiner Weise berühren. So lange sie unsere Jagdgebiete nicht besetzen, unsere Pferde nicht stehlen und unsere Dörfer nicht einäschern, können wir uns nur darüber freuen, wenn sie sich unter einander erschlagen.“

„Mein Bruder redet wie ein kluger Mann: die Comanchen=Sachem denken wie er.“

„Gut, daun begreife ich aber nicht, aus welchem Grunde die Häuptlinge den Gegenstand berathen haben.“

„Eah! mein Bruder wird es bald begreifen, wenn er mich anhören will.“

„Ihr Rothhäute habt eine unglückselige Gewohnheit, Eure Gedanken in so viel Umschreibungen zu hüllen, daß es unmöglich ist, zu errathen, was sie meinen.“

Der Schwarze Hirsch lachte geräuschlos, nach Sitte der Indianer.

„Mein Bruder vermag eine Fährte besser wie irgend einer aufzuspüren,“ sagte er.

„Gewiß! dann muß man mir aber wenigstens eine Spur zeigen, wie schwach sie auch sein mag.“

„Hat mein Bruder die Fährte, welche ich angedeutet habe, gewittert?“

„Ja.“

„Oohé! ich bin neugierig, zu hören, was mein Bruder denkt.“

„So hört mich gleichfalls an, Schwarzer Hirsch, ich werde mich kurz fassen. Der Blaue Fuchs ist von den Bisam-Apachen zu den Antilopen-Comanchen geschickt worden, um ihnen ein Schutz- und Trutzbündniß gegen ein Volk der Bleichgesichter anzubieten, welche die Axt gegen einander ausgegraben haben.“

Der Häuptling konnte sich, trotz des Gleichmuthes, den er sich durch Gewohnheit und Erziehung angeeignet hatte, doch nicht enthalten, sein Erstaunen über jene Eröffnung an den Tag zu legen.

„Asch'ch!“ rief er aus, „mein Bruder ist nicht

nur ein großer Tapferer und ein verwegener Krieger, sondern auch ein vom Wacondah Begeisterter. Seine Medicin ist unwiderstehlich und er weiß Alles. Das ist in der That der Vorschlag, welchen der Blaue Fuchs den Sachem gemacht hat."

„Haben sie denselben angenommen?"

„Nein! Ich sage meinem Bruder, daß man nicht eher antworten wolle, bis man seinen Rath gehört hätte."

„Sehr wohl. Mein Rath ist folgender: Die Häuptlinge werden thun, was ihnen recht scheint. Der Stamm der Comanchen ist die Königin der Prairien; die unüberwindlichsten Krieger schaaren sich unter ihr Totem; das Jagdrevier derselben erstreckt sich über die ganze Erde; die Comanchen allein sind unüberwindlich. Warum wollen sie sich mit den diebischen Apachen verbinden? Wünschen sie ihre Lanzen und Chutas (Flinten) in Spindeln zu verwandeln, um Wolle zu spinnen? Wollen sie sich in Weiberröcke kleiden? Warum wollen sie sich mit ihren Todfeinden verbinden, um Menschen zu bekämpfen, die nach Freiheit ringen? Der Blaue Fuchs ist ein Abtrünniger vom Stamme der Schlangen Pawnee's; mein Bruder kennt ihn, da er sein persönlicher Feind ist. Ein Frieden, den ein solcher Bote vorschlägt, muß der Deckmantel einer Falle sein; der Krieg ist einem solchen Bündnisse vorzuziehen."

Es folgte ein ziemlich lange Pause, der Häuptling überdachte das eben Gehörte weislich.

„Mein Bruder hat Recht," antwortete er endlich, „aus seinem Munde spricht Weisheit, seine Zunge ist nicht gespalten und der Wacondah selbst giebt ihm die Worte ein, die sein Mund spricht! Die Comanchen werden mit den diebischen Apachen nicht unterhandeln. Der Rath hat drei Sonnen Frist verlangt, um über die ernste Frage nachzudenken; nach drei Sonnen wird der Blaue Fuchs mit einem abschläglichen Bescheide zu denjenigen zurückkehren, die ihn fortgeschickt haben. Die Comanchen wollen lieber das Kriegsbeil ausgraben, als sich mit ihren Feinden verbinden."

„Wenn meine Brüder also handeln, werden sie sich wie kluge Männer benehmen."

„Sie werden es thun! Jetzt habe ich mit meinem Bruder noch über eine Sache zu sprechen, die mich persönlich betrifft."

„Gut. Der Schlummer schließt meine Augenlider noch nicht, ich werde meinen Bruder anhören."

„Treuherz ist der Freund des schwarzen Vogels," fuhr der Häuptling zögernd fort.

Der Jäger lächelte schlau.

„Der schwarze Vogel ist einer der tapfersten und berühmtesten Krieger des Stammes," sagte er; „seine Tochter Penukah-Zeninn (Rehzunge) wird, wenn die Blätter fallen, vierzehn Frühlinge zählen. Der Schwarze Hirsch liebt die Rehzunge."

„Ich weiß es; mein Bruder hat mir bereits gestanden, daß während seines Schlummers die Jungfrau der ersten Liebe vierblättrigen Klee in seinen Kopf gethan habe. Hat sich aber der Häuptling der Gefühle der Rehzunge versichert?"

„Das junge Mädchen lächelt, wenn der Häuptling mit Scalps an seinem Gürtel von einem Kriegszuge heimkehrt; sie zittert, wenn er sich entfernt; sie pflegt verstohlen sein Pferd und es ist ihre größte Freude, seine Waffen zu putzen. Wenn die jungen Mädchen des Abends nach den Tönen der Trommel oder des Chichikué tanzen, blickt die Rehzunge sinnend nach dem Calli des Schwarzen Hirsches, und vergißt mit ihren Gespielinnen zu tanzen."

„Gut! Erkennt das junge Mädchen auch den Ton der Kriegspfeife meines Bruders? und eilt sie vergnügt zu der Zusammenkunft, zu welcher sie mein Bruder einladet? Würde sie zum Beispiel heute Nacht aufstehn und kommen, wenn sie der Schwarze Hirsch riefe?"

„Sie würde aufstehn," antwortete der Häuptling lakonisch.

„Gut! Worüber will mich denn mein Bruder fragen? Der Schwarze Vogel ist reich."

„Der Schwarze Hirsch wird ihm sechs Pferde, welchen noch nie das Gebiß angelegt worden, zwei Edubas und vier Mäntel von weißem weiblichen Bi=

samsell geben; meine Mutter soll sie meinem Bruder morgen bringen."

„Gut! Will denn mein Bruder seine Geliebte schon diese Nacht zu sich nehmen?"

„Der Schwarze Hirsch leidet unter der langen Trennung von ihr. Seit dem Tode seiner vielgeliebten Frau, des Singenden Vogels, ist das Calli des Häuptlings verödet. Die Rehzunge wird das Wild für den Häuptling bereiten; was meint Treuherz?"

„Mein Pferd steht bereit, mein Bruder braucht es nur zu sagen, wenn er, wie mir es vorkommt, wünschen sollte, daß ich ihn begleite."

„Treuherz weiß Alles, seinem Geiste entgeht nichts."

„So gehen wir ohne Zeitverlust! Kommt Ihr mit Ruhig? Wir brauchen zwei Zeugen, wie Ihr wißt."

„Gern, wenn meine Gegenwart dem Häuptling nicht unwillkommen ist."

„Im Gegentheile; der bleiche Jäger ist ein großer Krieger und ich werde mich glücklich schätzen, ihn bei mir zu haben."

Die drei Männer standen auf und verließen das Haus.

No Eusebio blickte auf.

„In einer Stunde sind wir wieder da," sagte Treuherz im Vorübergehen zu ihm.

Der alte Diener wandte nichts ein, sondern streckte sich wieder auf sein Lager.

Das Pferd des Häuptlings stand in der Nähe des Rancho; er schwang sich in den Sattel und wartete auf die beiden Jäger, welche in den Coral gegangen waren, um ihre Pferde zu holen. Nach wenigen Minuten kehrten sie zurück.

Die drei Männer durchschritten langsam das Dorf, dessen Gassen zu der vorgerückten Stunde der Nacht völlig einsam waren.

Zuweilen erwachten Hunde an ihrem Wege und schnappten bellend nach den Beinen ihrer Pferde.

Das Dorf war wie alle Winterdörfer der Indianer sorgfältig bewacht. Zahlreiche an verschiedenen Punkten aufgestellte Nachtwachen hatten für die allgemeine Sicherheit zu sorgen; aber entweder hatten sie die drei Reiter erkannt, oder es waltete sonst ein Grund vor, sie riefen dieselben nicht an und ließen sie vorüber, scheinbar ohne sie zu bemerken.

Nachdem sie das Dorf verlassen hatten, machte der Schwarze Hirsch, der voran schritt, eine schnelle Wendung nach Rechts, worauf die Reiter in einem dichten Gehölz verschwanden, in welchem sie sich nebst ihren Pferden sorgfältig versteckten.

Die Nacht war herrlich und am Himmel blitzten unzählige Sterne; der Mond verbreitete ein mattes sanftes Licht, welches wegen der Durchsichtigkeit der Luft alle Gegenstände auf eine ziemlich weite Entfernung erkennen ließ.

Ein feierliches Schweigen herrschte im Walde,

dessen Baumwipfel sich im leisen Nachtwinde wiegten, der geheimnißvoll in ihrem Laube flüsterte.

Der Schwarze Hirsch näherte sich dem Rande des Gehölzes, legte die Finger an den Mund und ahmte zu drei wiederholten Malen den Schrei der Krähe so täuschend nach, daß die im Hintergrunde harrenden Jäger unwillkürlich emporschauten, um den Vogel zu sehen.

Nach wenigen Minuten trug der Abendwind den Schrei des Blauvogels wie eine leise Klage an das Ohr der lauschenden Jäger.

Der Schwarze Hirsch wiederholte sein Signal. Dieses Mal vermischte sich der Ruf des Blauvogels fast augenblicklich mit dem des Wassersperbers.

Der Indianer erbebte und warf einen Blick nach der Stelle, wo seine Freunde verborgen lauerten.

„Ist mein Bruder bereit?" sagte er.

„Ich bin es," antwortete Treuherz kurz.

Bald darauf sah man vier Reiter mit verhängtem Zügel vom Dorfe herangesprengt kommen, die sich der Stelle, wo der Häuptling regungslos stand, rasch näherten.

Die an der Spitze heranreitende Gestalt war eine Reiterin. Dieselbe trieb ihr Pferd mit fieberhafter Ungeduld zur Eile an, und zwang es, in gerader Richtung fortzureiten und alle Hindernisse zu überspringen, die es am Wege fand.

Die drei andern Reiter folgten ihr in der Entfernung eines Bogenschusses.

Die Reiterschaar hatte, wie sie während der Nacht durch die erhabene Landschaft flog, etwas Phantastisches.

Die Rehzunge, denn sie war es, stürzte sich athemlos in die Arme des Schwarzen Hirsches.

„Hier bin ich, hier bin ich!" rief sie in frohem, aber heftig bewegtem Tone.

Der Indianer drückte sie liebend an seine breite Brust, hob sie mit der Gewalt, welche die Leidenschaft verleiht, vom Boden auf, schwang sich mit ihr auf sein Pferd, gab demselben die Sporen und jagte pfeilschnell der Wildniß zu.

Im nämlichen Augenblicke langten die Reiter mit zornigem Geschrei und geschwungenen Waffen an.

Die beiden Jäger vertraten ihm aber entschlossen den Weg.

„Haltet ein, Schwarzer Vogel," rief ihm Treuherz entgegen; „Eure Tochter gehört meinem Bruder. Der Schwarze Hirsch ist ein großer Häuptling, in seinem Calli hängen zahlreiche Scalps, er ist reich an Pferden, Waffen und Pelzen; die Rehzunge wird die Cinatl eines großen Tapfern, dessen Medicin mächtig ist."

„Der Schwarze Hirsch wird mir doch meine Tochter nicht entführen wollen!" antwortete der Schwarze Vogel.

„Das will er allerdings, und wir, seine Freunde,

werden ihn vertheidigen. Eure Tochter gefällt ihm, er will sie besitzen. Er wird sie trotz Eures Widerstandes und aller sonstigen Einwände, zur Frau nehmen.“

„Uah!“ entgegnete der Indianer, indem er sich zu seinen Begleitern wandte. „Meine Brüder haben gehört, was sagen sie dazu?“

„Wir haben gehört,“ antworteten die Rothhäute, „und sagen, daß der Schwarze Hirsch in der That ein großer Häuptling ist und da er stark genug ist, um sich der Geliebten zu bemächtigen, sie trotz ihres Vaters und ihrer Verwandten, behalten soll.“

„Meine Brüder haben gut gesprochen,“ sagte Treuherz. „Ich werde morgen in das Calli des Schwarzen Vogels kommen, um ihm den Kaufpreis für seine Tochter auszuzahlen.“

„Gut, ich werde morgen Treuherz und seinen Freund, den andern bleichen Krieger, erwarten,“ sagte der Schwarze Vogel mit einer Verbeugung.

Hierauf schwenkten die drei indianischen Reiter ihre Pferde herum und kehrten, gefolgt von den Jägern, nach dem Dorfe zurück.

Der Schwarze Hirsch hingegen hatte sich mit seinem Raube in den dichtesten Wald geflüchtet, wo ihn Niemand zu stören suchte.

Die Eingangsförmlichkeiten einer Comanchen-Heirath waren von beiden Seiten genau beobachtet worden.

Es ist ein seltsames Volk, jene Comanchen: Sie

lieben ungefähr wie die Raubthiere und jeder Krieger hält sich für verpflichtet, die Geliebte gewaltsam zu entführen, statt sie mit der Einwilligung ihrer Familie sein zu nennen.

Liegt in einem so hochfahrenden und unbändigem Sinne nicht etwas Großes und Edles?

Treuherz war, wie er es No Eusebio gesagt hatte, eine Stunde abwesend gewesen.

Ende des ersten Bandes.

Druck von C. G. Naumann in Leipzig.

Ferner:

Dred.

Eine Erzählung

aus dem großen Wüstenmoore in Virginien

von

Mrs. Harriet Beecher-Stowe,

Verf. von „Onkel Tom's Hütte" 2c.

Rechtmäßige, von der Verfasserin autorisirte Original-Ausgabe.

3 Bände. 1856. Schillerformat. 2 Thlr.

Onkel Tom

oder

Negerleben in den nordamerikanischen Skavenstaaten

von

H. Beecher-Stowe.

Nach der **10.** amerikanischen Auflage übersetzt

von

W. E. Drugulin.

4 Bde. 8. 1852. 2 Thlr.
